J. XXXII. 64

Süd-Amerika

Guyana

Ft.
o. 456.

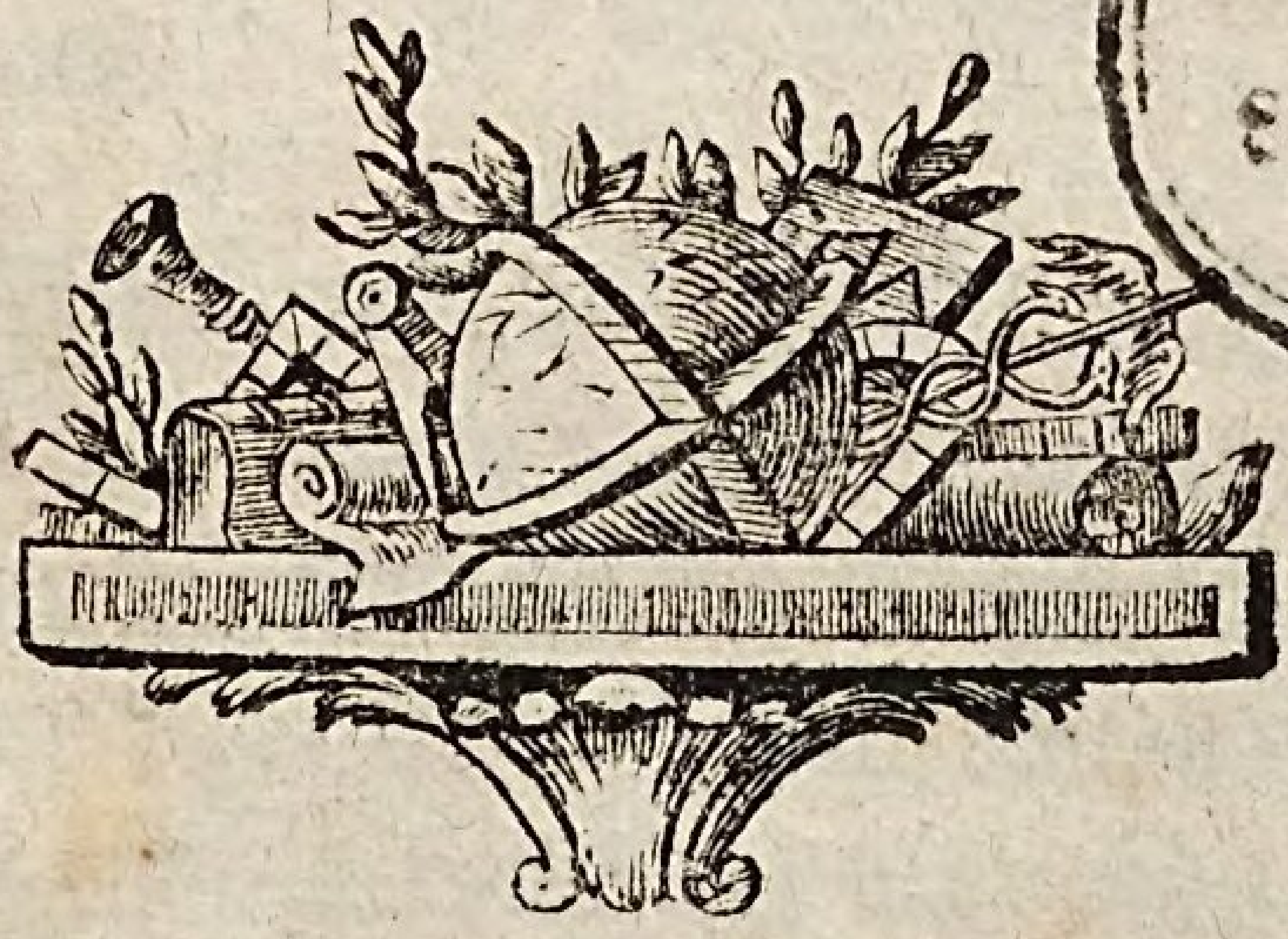
Geogr.

Sammlung
seltener und merkwürdiger
Reisegeschichten.

Erster Theil.

Mit einer Vorrede
von
D. Johann Friederich Blumenbach,
der Medic. Prof. ordin. zu Göttingen.

J. L. Schönlein



Memmingen,
bey Andreas Seyler. 1789.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Ich bin ersucht worden, den Anfang dieser Sammlung kleiner Reisegeschichten mit einer Vorrede zu begleiten, so entbehrlich sie auch bey einem Unternehmen, wie das gegenwärtige, seyn kann; da der Zweck desselben ohnehin leicht zu übersehen ist, und eben so wenig einer Empfehlung als einer Entschuldigung bedarf.

Was sonst wohl den Inhalt der Vorreden zu den Sammlungen von Reisebeschreibungen ausmachte, der Erweis des Nutzens derselben, ist für unsere Zeiten hoffentlich überflüßig; da schon blos ein Rückblick auf die vielseitige Aufhellung, die ihr allgemeinerer Gebrauch, zumal in den letzten fünfzig Jahren, über so viele Fächer menschlicher Kenntnisse verbreitet hat,

den unwidersprechlichsten Beweis dafür abgeben muß. Man erinnere sich z. B. blos des Zuwachses und der Berichtigung, welche die physikalische Erdbeschreibung, die Naturgeschichte, die Bibelerklärung, die Vorstellungsart von der Lebensart ꝛc. der ältesten Völker der Erde in Vergleich mit der jetzigen Wilden ihrer u. s. w. durch sie erhalten hat.

Eher dürfte vielleicht eine Warnung gegen das allzu zuversichtliche Vertrauen auf die Reisebeschreibungen, eine Empfehlung der Vorsicht und selbst des Mistrauens bey dem Gebrauche derselben nicht am unrechten Orte seyn: wozu ich wenigstens kleine Beyträge geben könnte, da ich seit meinem hiesigen Aufenthalte, zu meinem Unterricht, vorzüglich in der Naturgeschichte überhaupt, und in der des Menschengeschlechtes ins besondere, mich viel mit ihnen beschäftigt habe; und, nachdem ich ihrer schon eine Menge gelesen hatte, vor ohngefähr acht Jahren anfieng, die ganze sehr beträchtliche Sammlung von Reisebeschreibungen auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek von vornen bis zu Ende durchzugehen, so daß ich mehrere

Jahre hindurch immer ein halbes Dutzend Bände nach dem andern, so wie sie der Ordnung nach im Fache folgten, zu Hause hatte, um die, so ich nicht vorher schon benutzt hatte, zu meinem Gebrauche excerpirte, so daß ich nun seitdem blos die immer neu hinzukommenden gelegentlich nachzuholen suche.

So lehrreich mir diese Arbeit an und für sich seyn mußte, so hat sie mich doch auch zugleich von der Nothwendigkeit der strengsten Kritik bey dem Gebrauche der Reisebeschreibungen überzeugt; um so mehr, da ich, wie gesagt, das ganze Fach nach der Ordnung durchgieng, folglich die Reisen nach jedem Lande in chronologischer Ordnung hinter einander zu lesen bekam, und nun so oft theils die auffallendsten Widersprüche in den Nachrichten, die verschiedene Reisende von einer und eben derselben Sache geben, theils das bloße Nachbethen bey solchen, die man insgemein für klassische Gewährsleute hält, und manches andere Verdächtige dieser Art bemerken mußte, das zur Warnung beym Gebrauche der Reisegeschichten aufmahnt.

Jenes Nachschreiben zeigt sich auch nicht etwa blos bey dem sterilen Haufen der armseligen Reisenden, die aus gänzlicher Unkunde und Mangel an aller Beobachtungsgabe nichts eigenes geben konnten, wie z. E. bey dem großen Troß von Volke, das vor zwey- bis dreyhundert Jahren nach dem gelobten Lande zog; sondern auch bey neuern Reisenden, denen man es nicht zutrauen sollte, daß sie manchen ihrer Vorgänger auf eine solche Weise vor Augen gehabt haben. Man vergleiche z. E. Carver's treffliche und immer an eigenen Beobachtungen reiche Reise mit der von la Hontan. Indeß kann doch aber auch eine solche unerwartete Bemerkung dazu dienen, den Kredit des benutzten Vorgängers wieder zu befestigen, wann derselbe vorher hatte wollen verdächtig gemacht werden, wie dieß mit la Hontan der Fall war, den doch aber auch der sel. Landvogt Engel in einer einleuchtenden Apologie gerechtfertigt hat. So sind zumal einige der ältern Reisenden aus dem mittlern Zeitalter lange als ganz unzuverläßig verschrieen worden, die man nachher bey kritischer Vergleichung ihrer Nachrichten mit der

nachfolgenden ihren als klassische Schriftsteller zu benutzen gelernt hat. So z. B. Marco Polo, der wegen einiger Aufschneidereyen, da er mit ungeheuern Summen auf dem Papiere um sich warf, kaum anders als Messer Marco Millioni genannt ward; der Ritter Maundevile, den seine eigenen Landsleute the greatest fabler of the world nannten; so noch in neuern Zeiten Tavernier, der lange unter dem Beynamen le grand menteur bekannt war, u. a. m.

Zuweilen giebt es schon vielen Aufschluß, sobald man prüft, wer es ist, der einen Reisenden verdächtig machen will; wie z. E. Voltaire den de la Motraye, oder de la Caille den Kolbe.

Von der andern Seite sind hingegen andere Reisebeschreibungen lange Zeit ganz ungezweifelt für zuverläßig genommen worden, von denen sich nach der Hand ergab, daß sie entweder ganz erdichtet, oder doch äußerst verdächtig sind. So hat man einmal eine Zeit lang den Roman des pseudonymen Psalma-

naazar für eine wirkliche Beschreibung der Insel Formosa angenommen, bis der Verfasser vor etlichen und zwanzig Jahren in seinen bekannten Memoirs den ganzen Betrug selbst entdeckte. So ist lange die vorgebliche Entdeckungs-Reise des spanischen Vice-Admiral de Fonte oder Fuente, die er 1640. nach dem nordwestlichen Amerika gethan haben sollte, für baare Münze angenommen, und von Swaindragge, Büache, dem jüngern de l'Isle u. a. mit großem Aufwand von Arbeit commentirt, Karten nach seiner Angabe entworfen worden ꝛc. bis man neuerlich von der Nichtigkeit der ganzen Fiction überzeugt ward.

So ist es auch bey manchen Reisegeschichten zweifelhaft, ob ihr Verfasser je selbst in den beschriebenen Ländern gewesen. Vom Gemelli Careri z. B. ist es meines Wissens so gut wie erwiesen, daß sein lange Zeit so gepriesenes Werk, Giro del mondo, die Frucht einer langwierigen Krankheit war, die ihn zu Hause hielt, und daß er wohl nie außerhalb Italien gekommen, geschweige um die Welt

gereiset. — Man weis, was neuerlich für ein Verdacht gegen den Ritter Bruce und gegen den Hauptmann de Pagès erregt werden wollen, als ob sie auch nicht an allen den Orten, wovon sie schreiben, selbst gewesen seyen.

Daß man aber inzwischen auch klassische Werke über Länder, die man nicht selbst bereiset hat, schreiben kann, haben Ludolph, Du Halde und andere (gewisser Maaßen auch der Burgermeister Witsen) gezeigt.

Und so muß freylich auch das, was oben von den widersprechenden Nachrichten der Reisebeschreiber gesagt ward, in der logikalisch richtigen Bestimmung des Wortes verstanden werden. Hundert scheinbare Widersprüche bey verschiedenen Reisenden lösen sich ganz natürlich auf, sobald man die Zeit und die Umstände, unter welchen jeder gereiset ist, in Erwägung zieht.

Die Sitten eines rohen Volkes ändern sich mit dem Fortgange seiner Kultur; und die Natur selbst ändert sich, so zu sagen, un-

ter den Händen des Menschen. Man denke z. B. nur an die Umschaffung, die er seit Entdeckung der neuen Welt mit ihr und der alten wechselseitig vorgenommen hat.

Daher ist doch nichts seltsamer, als wenn mancher neuere Reisende seine Vorgänger darum der Unwahrheit zeihen will, weil sie vor Jahrhunderten die Sachen anders gefunden haben, als Er neuerlich. So wars z. B. der Fall bey den alten Zeugnissen vom ehemaligen Genuß des rohen Pferdefleisches bey den Kalmücken; vom Plattdrücken der Nase der neugebohrnen Kinder unter manchen Neger-Völkern, u. dgl. m. — Mutantur tempora — mithin — Distingue tempora —.

Ganz etwas anderes ist es hingegen, wenn gleichzeitige Reisende bey ihren Nachrichten von einer und eben derselben individuellen Sache in offenbarem Widerspruche mit einander stehen; selbst bey Dingen in Gegenden, die allgemein bereiset werden, wo folglich die Sache bald genug entschieden werden könnte. Man vergleiche z. E. Dryden's Nachrichten von der Erhaltung der Leichen im Kapuzi-

puzinerkloster zu Palermo mit dem, was Zollis davon sagt. Beyde waren Augenzeugen! — Da ich vor einigen Jahren in Savoyen war, untersuchte ich die beyden berühmten Kakerlaken zu Chamouni, und las nach meiner Zurückkunft in einer Versammlung der königlichen Societät der Wissenschaften eine Abhandlung darüber vor. Ein anderer Reisender, und sonst ein trefflicher naturforschender Beobachter, war um die gleiche Zeit in Savoyen gewesen, hatte die gleichen Menschen gesehen, und erklärte öffentlich, daß sie keine Albinos seyen, daß er keine rothe Augen an ihnen gefunden, und das Ganze eine Einbildung des Herrn Bourrit sey ꝛc. Mein Trost war, daß die Augen der Kakerlaken für mich schon seit Jahren ein viel zu interessanter Gegenstand gewesen waren, als daß ich nicht bey ihrer Untersuchung meinen eigenen Augen hätte trauen dürfen; auch hatten hundert andere kundige Reisende vor und nach uns beyden, dieselben Menschen für ungezweifelte Kakerlaken auf den ersten Blick erkannt, und unter diesen hat noch ganz neuerlich Herr de Saussure, der in Chamouni so gut wie zu Hause ist, meine Beobachtungen vollkommen bestätigt.

Aber wenn nun solche qui pro quo bey Dingen möglich waren, die mit aller Muße untersucht werden, so augenblicklich entschieden werden konnten, wie ungleich häufiger mögen sie nun von Reisenden gemacht werden, die unbekannte Länder mit unendlich wenigerer Bequemlichkeit gleichsam durcheilen müssen; und wie wenig wird man also die obigen Warnungen bey dem Gebrauche der Reisegeschichten für überflüßig oder übertrieben halten dürfen?

Uebrigens benehmen diese Warnungen dem behutsamen kritischen Gebrauche der Reisebeschreibungen so gar nichts an seinem wahren unverkennbaren Werthe, daß ich sie ohne alles Bedenken zum Inhalt einer Vorrede mache, die doch einer Sammlung von Schriften dieser Art zu einiger Empfehlung dienen soll.

Der Plan des Verlegers schränkt sich auf seltenere und zugleich merkwürdige Reisegeschichten ein, die nicht voluminös sind, und wenn das Unternehmen Fortgang hat, so kann es eine nützliche und interessante Sammlung werden.

Unter den zahlreichen åltern kleinen Reisen von unberůhmten Verfassern steckt noch überaus viel Wichtiges für Natur- und Vőlkerkunde. Denn hier kommt's weder auf die Dicke der Reisebeschreibung, noch auf den Stand des Reisenden an. Die kleine warhafftig Historia des ehrlichen Pfahlbürgers Hanns Staden ist zuverlåßiger und klassischer, als das vielpfündige Voyage en Siberie des weit berůhmten Akademisten Chappe d'Anteroche.

Die Reisen werden in dieser Sammlung ganz und unverstümmelt geliefert, da man auch hier das prodesse & delectare zu verbinden sucht, und es bey weitem nicht, wie das Abrégé des Herrn de la Harpe, ein Lesebuch zum bloßen Zeitvertreib ohne alle kritische Brauchbarkeit werden soll.

Die Uebersetzungen sollen immer von einem beyder Sprachen måchtigen Manne verfertigt, und dann von einem andern in Rücksicht auf den Inhalt durchgesehen werden. Denn ohne das letztere kőnnen seltsame Fehler entstehen. So fand ich in der Uebersetzung

einer berühmten Reise, die von einem unserer besten deutschen Schriftsteller besorgt war, aus Unkunde der Naturgeschichte, die Fühlpflanze mit dem wandelnden Blat (— eine Staude mit einem Insekt —) verwechselt.

Die in diesem ersten Theile enthaltene Reisegeschichte ist von einem hiesigen jungen Gelehrten, Herrn Benecke, aus dem Oettingischen, verfertigt worden; ich habe hin und wieder kleine Anmerkungen beygefügt.

Der Verfasser war Sekretair von Berbice, der im Jahr 1672. als Gevollmächtigter dieser Kolonie mit dem Kommandeur von Essequebo den Gränz-Vergleich zwischen Berbice und Temerary zu Stande brachte (*), ein Mann von natürlich gutem Beobachtungsgeiste, der eine Menge interessanter und darunter viele nicht gemeine Bemerkungen aufgezeichnet hat.

Göttingen, den 16. Febr. 1788.

(*) S. HARTSINCK *Beschryving van Guiana*, Vol. I. pag. 280.

Adrian van Berkel's
Beschreibung seiner Reisen
nach
Rio de Berbice
und
Surinam.

Aus dem Holländischen übersetzt.

Memmingen,
bey Andreas Seyler.
1789.

I.

Reise

nach

Rio de Berbice.

I.
Reise nach Rio de Berbice.

I. Kapitel.

Der Verfasser wird angenommen, um nach Rio de Berbice zu gehen. — Geht wegen widriger Winde verschiedene male in die See. — Eigenschaft der Passatwinde. — Art, die Meerschweine oder Braunfische zu fangen. — Anmerkung, dieselbe betreffend. — Beschreibung der Hayen, Bonito, und fliegenden Fischen. — Beschreibung einer Wasserhose. — Gefährlichkeit derselben. — Wasserhosen von einer andern Art, Pfeifen genannt. — Ankunft in dem Strome von Berbice.

Schon lange hatte ich den Wunsch gehegt, fremde Gegenden und Länder zu sehen, als die Herren van Ree und van Penre, Patronen der Kolonie von Berbice, ein Schiff ausrüsten ließen, das erster Tagen dahin abgehen sollte. Durch die Fürsprache guter Freunde gelang es mir, als Kaufmann und Secretär auf demselben

angenommen zu werden, um auf diese Weise meine Begierde zu reisen einigermaßen zu befriedigen.

Ich schickte demnach meine Equipage nach Vlissingen, und den 24. October 1670 begab ich mich in Person dahin. Nachdem wir vier Wochen auf guten Wind gewartet hatten, und dieser endlich zu wehen anfieng, ließ ich mich an Bord führen. Hier fand ich alles zur Abfahrt bereit, und den 24. November giengen wir mit einem Ostwinde in die See; unser Schiff war die Fregatte Nassau von 16 Kanonen, unter dem Kapitain Cornelius Marinus. Allein schon den zweyten Tag, als wir Grevelingen im Gesicht hatten, drehte sich der Wind, und brachte uns wieder zurück nach Seeland. — Ehe wir indessen den Haven erreichen konnten, gieng mit mir, der ich der See gar nicht gewohnt war, — wiewol wir nur mit einem schwachen Lüftchen fortgetrieben wurden — eine sehr unangenehme Veränderung vor. Alles kehrte sich mit mir um und um, und ich mußte, so viel Mühe ich auch anwandte es zurückzuhalten, alles, was ich nur genossen hatte, durch denselben Weg

wieder von mir geben, durch den ich es zu mir genommen hatte. Da die Beschwerden mit einem starken Kopfweh und sonderbaren Schwindel verbunden waren, so befand ich mich in der That recht übel: so bald ich aber die Nase in den Wind steckte, und der See ins Gesicht schaute, wurde ich mit einem male wieder besser.

Nach Verlauf von acht Tagen bekamen wir wieder guten Wind, und fiengen daher an den Anker zu lichten; aber als wir bald damit fertig waren, kam uns ein Ostindienfahrer vor die Bug, der unsere Gallione so anstieß, daß wir, um den Schaden auszubessern, bis auf den nächsten Tag liegen bleiben mußten. Den folgenden Tag war das Schiff vorbey, und wir liefen des Nachmittags auch wieder in die See. Des Abends riefen einige lose Gäste, die unten im Schiffe waren, wir sänken. Auf dieses Geschrey sprang ich, ganz unbekannt mit dergleichen Streichen, und daher in tödtlicher Angst, heraus; aber Jan Hagel, der sah, wie sehr ich mich erschrocken hatte, lachte über meine Einfalt, und sagte mir, es wären blos die Klappen nicht geschlossen gewesen.

Ich gieng darauf wieder nach meiner Schlafstelle, um ein ziemliches ruhiger, als ich herausgekommen war, und schlief die ganze Nacht hindurch, ohne irgend einer Störung.

Des andern Tages, als wir in den Kanal bey Bervesier gekommen waren, drehete sich der Wind wieder, wurde immer stärker und stärker, und nahm sich vorzüglich des Nachts so heftig auf, daß es schien, als wollte er unser Schiff auseinander reissen. Ein noch unglücklicheres Loos traf den Ostindienfahrer, von dem ich eben gesprochen habe. Er stieß auf eine Sandbank, die Gom oder Gonje genannt, borst von einander, und hielt bald die Nase unter; doch wurde alles Volk, bis auf den Steuermann, und der größte Theil der Güter geborgen. Ein anderes Schiff, das von Bilboa kam, und mit spanischer Wolle und 40,000 Stück von Achten geladen war, gieng bey dieser Gelegenheit gleichfalls unter. Wir sahen es bey uns liegen, als wir zu Tische giengen; und als wir gegessen hatten, sagte die Küchenwache, daß es gesunken sey; daß aber das Volk sich insgesammt auf ein

Schiff

Schiff geborgen hätte, das an seiner Seite unter dem Winde lag. Was uns anbelangt, so wurden wir nach dem Sturm, der uns zwischen Dover und Calais gebracht hatte, durch widrigen Wind wieder zurückgetrieben, und kamen am fünften Tage wieder vor Vlissingen, wo mich mein Wirth, der mich nun zweymal beherbergt hatte, mit großer Freude bewillkommte, weil er gefürchtet hatte, daß wir gleichfalls verunglückt wären, da bey Seeland auch ein Schiff geblieben war.

Zwey Tage darauf wehete der Wind wieder aus Osten, daher wir des Nachmittags zum drittenmale unter Seegel giengen. Wir fuhren alsdann so stark, daß wir in der Tagewache die Feuer der englischen Küste sahen; und als ich aufwachte, befanden wir uns Bervesier gegen über, wo wir zuvor vom Sturm waren überfallen worden. Die Kälte, die uns bisher ziemlich beschwerlich gewesen war, fieng nun an täglich abzunehmen, und der anhaltende gute Wind war unserer Reise sehr förderlich, und brachte uns auf die Höhe der canarischen Inseln;

 hier

hier aber legte er sich, und wir mußten eine Weile in einer Windstille hintreiben.

Indessen kriegten wir bald darauf Veränderung: denn da wir die Insel **Madera** ansichtig wurden, hörte ich, daß wir, zur großen Freude des ganzen Schiffvolks, die Passatwinde angetroffen hätten. Diese Winde wehen allezeit aus derselben Gegend, zwischen Norden und Osten; und man braucht alsdann sich nicht viel mit dem Tauwerk und Seegeln zu bemühen. Auch mäßigen sie, da sie kühl sind, die Hitze der Zone, die sonst unerträglich seyn würde. Man findet sie gemeiniglich auf der Höhe der genannten Inseln, und so wie man sie angetroffen hat, legt man durchgehends 40 — 50 Meilen in 24 Stunden zurück, und fast ohne die geringste Empfindung der Bewegung des Schiffes oder des Stoßens der See. —

Mittlerweile ergötzten wir uns des Tages über mit dem Fischfange; denn wir sahen beynahe alle Tage eine sehr große Menge allerley Fische, vorzüglich Meerschweine oder Braunfische, (*) wel-

(*) Delphinus *phacæna*.

welche in ganzen Haufen rings um das Schiff schwammen. Der Fang geschieht auf folgende Weise. Es standen auf verschiedenen Plätzen des Schiffes, und vornehmlich vorne, etliche Matrosen, jeder mit einer Harpune in der Hand, an deren Ende ein Tau, ungefähr einen kleinen Finger dick, befestiget war. So wie nun die Braunfische bey ihnen vorbey schwammen, warfen sie die Harpune mit solcher Gewalt, daß sie bisweilen den Fisch ganz durchbohrte. Die Harpune blieb dann in der Wunde stecken, und das Tau ließen sie immerfort schießen, bis der Fisch, durch den Verlust seines Blutes geschwächt, sich ohne einige Gegenwehr herbeyziehen, und an Bord holen ließ. Es wurden etliche auf diese Art gefangen, sie waren 4 bis 5 Fuß lang, und verhältnißmäßig dick. Dieser Fisch wird mit Recht Meerschwein genannt, da er, nicht nur in Ansehung seines Fleisches und Speckes, sondern auch in Ansehung seines Körpers, Aehnlichkeit mit dem Schweine hat. Das Fleisch hat aber ganz und gar keinen leckern Geschmack, sondern ist etwas thranartig.

Es ist eine gemeine Meynung vieler Leute, die niemals Meerschweine gesehen haben, daß das Blut dieser Thiere nicht warm sey; allein ich kann aus eigener Erfahrung mit völliger Gewißheit das Gegentheil versichern; denn da ich einem den Bauch aufgeschnitten hatte, und die Hand in das Eingeweide steckte, fand ich das Blut beynahe so warm, als bey einem Schweine. Auch kann ich nicht zweifeln, daß sie athmen, da ich ihre Lungen so gut zum Athemholen eingerichtet fand, als bey Thieren, die außer dem Wasser leben. Sie haben keine Kiefern, wie die anderen Fische, sondern nur zwey Löcher an den Seiten des Kopfes, um Luft zu schöpfen; und dieß ist ohne Zweifel der Grund, warum sie von Zeit zu Zeit den Kopf und bisweilen den ganzen Körper über das Wasser heben, und allezeit gegen den Wind schwimmen; daher auch die Matrosen, wenn sie während einer Windstille Meerschweine nach einer Gegend hinziehen sehen, sogleich sagen, daß der Wind von dieser Gegend kommen müsse.

Außer den Braunfischen oder Meerschweinen fiengen wir auch viele Hayen. (*) Diese Fische sind eine Art Seehunde. Sie haben einen ganz breiten und flachen Kopf, und eine sehr tiefe Kehle, weil ihr unterer Kinnladenknochen viel kürzer ist, als der obere, so daß, wenn sie beißen wollen, sie gezwungen sind, sich auf die Seite, ja bisweilen sogar auf den Rücken zu legen. Ein wenig unter dem Kopfe ist ihre Haut eine Art großnarbichter Schagrin, mit sechs Oeffnungen auf jeder Seite, die sich vermöge gewisser sehr dünner Häute verschließen, und ihnen statt der Kiefern dienen. Es sind dieß die allergefräßigsten Thiere, die man sich denken kann; denn wenn sie auch drey oder viermal an der Angel sich gefangen haben, und ihr ganzer Mund voll Blut ist, kommen sie doch allezeit mit derselben Gierigkeit wieder an, bis sie entweder gefangen sind, oder das Aas weghaben. Ferner, wenn sie einmal jemand gefaßt haben, so ist es um ihn geschehen; denn sie lassen niemals los. Die Ursache dieser ungemeinen Gierigkeit ist die Größe ihrer Leber. Sie haben

(*) Squalus *carcharies* &c.

haben drey Reihen Zähne, wovon die ersten umgekrümmt, und die anderen gerade, und von verschiedener Gestalt sind. Die dritte Reihe besteht aus dreyeckichten vorne dünnen und oben sägeförmig zulaufenden Zähnen. Sie haben immer ein Gefolge von gewissen kleinen Fischen (*) bey sich, die so unzertrennliche Begleiter von ihnen sind, daß sie sich lieber mit ihnen fangen lassen, als daß sie sich von ihnen trennten. Man nennt sie ihre Steuermänner oder Lootsen, weil man behauptet, daß sie ihnen zu Führern dienen, um sie an die Stellen zu bringen, wo Aas zu finden ist. Sie fressen die Ueberbleibsel des Fanges, und heften sich an die Haut der Hayen, durch ein knorpelartiges Häutchen von ovaler Gestalt, das sie auf dem Kopfe haben, und das in kleinen Rinnen hinläuft.

Wir fanden auch in dieser Gegend eine Menge Bonito (**), die unversöhnliche Feinde der fliegenden Fische sind, und sie beständig verfolgen. Diese Fische sind von der Größe unserer stärk-

(*) Gasterosteus *ductor*.
(**) Scomber *pelamis*.

stärksten Karpfen, doch viel dicker, ohne Schuppen, von silberfarbener Haut, und auf dem Rücken mit langen dunkeln und goldenen Streifen gezeichnet. Sie sind leicht zu fangen; denn da sie sehr hitzig auf die fliegenden Fische sind, so macht man ähnliche Figuren aus Federn, und befestigt dieses Lock an das Ende einer Linie. Dieß Federbild läßt man vor ihnen auf dem Wasser hin und her hüpfen, und dadurch werden sie augenblicklich getäuscht, und springen mit solcher Heftigkeit darnach, daß man oft blos mit zwey oder drey Linien in weniger als einer Stunde dreyßig bis vierzig fangen kann. Ihr Geschmack ist gut.

Was die fliegenden Fische (*) anbetrift, so sahen wir verschiedene Haufen derselben zu einer Höhe von ungefähr acht bis zehen Fuß sich erheben, und funfzig oder sechszig Schritte fortfliegen, ehe sie wieder ins Wasser fielen, um ihre Flügel naß zu machen, und neue Kräfte gegen die Bonito zu nehmen, von denen sie bisweilen im Niederfallen erhascht, oder auch wohl durch

(*) Exocœtus *volitans &c.*

durch einen Sprung aus dem Wasser im Fluge gefangen werden. Außer den Bonito haben die fliegenden Fische noch einen andern Feind, eine gewisse Art Vögel (*), welche, so wie die armen Fische aus dem Wasser auffliegen, um sich vor den Bonito zu retten, auf sie niederschießen. Unser Konstabel brachte mir den ersten fliegenden Fisch, der, von einem solchen Vogel verfolgt, in unser Schiff niederfiel. Er war von Gestalt, Farbe und Größe wie ein Hering, der Rücken war ein wenig dicker, und der vordere Theil des Kopfes rundlich, wie bey einem Seebrächsen; seine Flügelfloßen sitzen über den Wammen.

So seegelten wir fort bis zum 17. Januar 1671, welches ein Sonntag war, als sich ungefähr um Mittag eine große schwarze Wolke zeigte. Bald nachher sahen wir, daß ein Theil davon sich absonderte; und so wie dieser abgesonderte Theil durch einen heftigen Wind fortgetrieben wurde, veränderte die Wolke nach und nach ihre Gestalt, und sank, einer langen Säule ähnlich, aus der Luft auf die Oberfläche der See herunter.

(*) Vermuthlich Pelecanus *aquilus* &c.

herunter. Wir Reisende, die noch nie auf der See gewesen waren, sahen diese Erscheinung, die so weit von uns entfernt war, daß wir nichts von ihr zu befürchten hatten, mit Verwunderung an; hörten aber von dem Steuermann, daß dergleichen Wasserhosen sehr gefährlich wären, nicht allein wegen des vielen Wassers, das sie in das Schiff bringen, wenn man gezwungen ist, in sie zu seegeln, und mit den Seegelstangen und Masten des Schiffes sie zu durchschneiden; sondern auch wegen der plötzlichen Heftigkeit und außerordentlichen Gewalt des Wirbelwindes, durch den sie fortgeführt werden, der im Stande ist, dem größten Schiffe seine Masten wegzureißen, ja selbst seinen Untergang zu verursachen; daher man alles mögliche thut, sie zu vermeiden. Inzwischen kann man sie bisweilen, ohne daß sie den geringsten Schaden thun, niederstürzen, wenn man nähmlich durch Kanonen- und Musketenschüsse die benachbarte Luft verdünnt, wodurch das Wasser, welches alsdann nicht mehr unterstützt wird, in sehr großer Menge herunterfällt, und die ganze Erscheinung plötzlich verschwindet. Wiewohl diese Hosen in der Ferne nur wie kleine

Säulen von sechs oder sieben Fuß im Durchmesser aussehen, so haben sie doch eine viel größere Ausdehnung; und unser Steuermann versicherte uns, daß er in der Entfernung eines Pistolenschusses Wasserhosen von mehr als 100 Fuß im Umkreis gesehen hätte.

Außer diesen sieht man auf der See noch eine andere Art von Hosen, die von einigen wegen ihrer langen Gestalt **Pfeifen** genannt werden; diese sind aber nicht gefährlich, und zeigen sich nur in der untersten Gegend der Luft, bey Sonnen-Auf- und Untergang, ungefähr an derselben Stelle, wo man alsdann die Sonne sieht. Es sind lange und dicke Wolken mit andern helleren und durchsichtigen umgeben. Sie fallen nicht nieder, sondern verfließen zuletzt in einander, und verschwinden nach und nach; da im Gegentheil die Hosen mit Gewalt fortgetrieben werden, lange Zeit dauern, und immer mit Regen und Wirbelwind verbunden sind, wodurch die See unruhig gemacht, und mit Schaum bedeckt wird.

Denselben Tag, nähmlich den 17. Januar, sah man die See heftig brennen, gleich als wenn

sie

sie mit Feuer bedeckt gewesen wäre. Wir, die wir noch nie eine Seereise gemacht hatten, und daher bey jeder ungewöhnlichen Erscheinung erstaunten oder erschracken, fragten den Kapitain und Steuermann um die Ursache hievon, und erhielten zur Antwort, daß wir wahrscheinlich in zwey oder drey Tagen Land sehen würden. Es wurde nun das Senkbley ausgeworfen, und die Tiefe des Wassers drey und vierzig Klafter befunden, das zweytemal etwas mehr, und das drittemal vierzig. Darauf rief der Kapitain, daß der Steuermann zwey Grade lavieren sollte, und den andern Tag um Mittag erblickten wir Land, welches in der Ferne ganz dunkel aussah, und, wie wir nachher fanden, die Teufelsinseln waren. Diesen Tag, nähmlich Montag, so wie auch Dienstag seegelten wir über Land; ein Schifferausdruck, der anzeigt, daß man zu hoch ist, und vor dem Winde nach dem Lande zu lauft. Des Nachmittags, nachdem wir den Fluß Surinam so wie auch Coppenam und Suramkaka passirt waren, warfen wir Anker, und erblickten den Fluß Correntyn, der zu Surinam gehört. Ich, der ich der See gar nicht ge-

gewohnt war, verlangte von ganzem Herzen festes Land unter den Füßen zu haben; allein ich mußte mich gedulden, bis wir sieben Stunden weiter, nach Rio de Berbice, gekommen seyn würden. Den andern Tag wurde der Anker gelichtet, um bequem mit der Fluth in den Fluß einzulaufen. Dieß geschah dann auch: eine Meile innerhalb des Flusses warfen wir den Anker aus, und beschlossen unsere Reise, die genau fünf Wochen gedauert hatte, an einem Mittwochen Abends, so wie wir an einem Mittwochen Nachmittags das drittemal in die See gelaufen waren.

II. Kapitel.

Der Verfasser fährt den Fluß von Berbice hinauf. — Tritt ans Land. — Ißt Atty, und betrügt sich dabey. — Kehrt wieder an Bord zurück. — Wird nach dem Fort abgefertigt. — Trank, den die Weiber durch Käuen zubereiten. — Anmüthigkeit der Gegend von Berbice. — Ankunft auf dem Fort.

Den Abend, da wir in den Strom gekommen waren, wie in dem vorhergehenden Kapitel gesagt ist, konnten wir nichts sehen, als angenehme grüne Gebüsche, aus denen von Zeit zu Zeit,

und

und bisweilen auch wohl in einem fort, ein sehr verwirrtes Geschrey von Meerkatzen und andern Thieren gehört wurde. Des Morgens war ich mit Anbruch des Tages auf, um zu sehen, wie das Land aussähe; wobey, wie mich dünkte, das schwere düstere Gefühl, das ich auf der See bekommen hatte, durch die frische Luft und den anmuthigen Anblick der grünen Bäume mit einem male vertrieben wurde.

Um neun Uhr wurde der Anker aufgewunden, und wir trieben sehr langsam mit der Fluth fort. Es war wenig Wind; weßwegen wir auch nicht über drey oder vier Meilen gekommen waren, als wir den Anker wieder fallen lassen mußten. Wir wurden darauf einige Indianer gewahr, die gemeiniglich Bockjes genannt werden. Einigen von dem Schiffvolk, die schon öfter hier gewesen waren, baten sich die Erlaubniß aus, mit dem Boot an das Land zu fahren, um Palmyt (*) zu kaufen. Ich war neugierig, diese Art von Menschen zu sehen, und fuhr mit; und da ich ans Land kam, fand ich Männer,

(*) Elæis *guineensis*? die Oel-Palme.

ner, Frauen und Kinder, alle miteinander mutternackt, die Bedeckung ihrer Schaamtheile ausgenommen, wovon wir nachher sprechen werden. Während ich mit Verwunderung diese Menschen betrachtete, fielen meine Augen auf einen schwarzen Topf mit rothem Pfeffer, eine Brühe, welche immer von ihnen gebraucht wird. So wie gemeiniglich die Fremden große Neugierigkeit haben, oft auch etwas mehr, als nöthig ist, so kriegte auch ich sogleich Lust, dieß zu kosten; nahm ein Stück von ihrem Brode und tunkte es ein. Aber diese Näscherey bekam mir nicht gut; denn kaum war das Brod durch die Kehle, so fieng der Mund an, mir so heftig zu brennen, als ob er voll Feuer wäre. Ich fragte daher die, welche schon öfter da gewesen waren, was dieß für eine Speise wäre, und bekam zur Antwort, daß sie Atty (*) genannt würde, und die gewöhnliche Kost der Indianer wäre, wie wir nachher mit mehrerem erzielen werden. (**)

Indessen giengen wir munter in den Wald hinein, und nachdem wir eine Strecke Wegs durch

(*) Capsicum *minimum*?

(**) S. unten Kap. XIII.

durch ungebahnte Pfade gekommen waren, wurde von unsern Leuten Palmyt gehauen, wovon wir gleichfalls nachher sprechen werden. Alsdann kehrten wir wieder nach dem Flusse zurück, und fuhren mit unserm Boote nach dem Schiffe. Hier wurden wir von einigen Indianern mit Frauen und Kindern besucht. Etliche von unserm Schiffsvolke, die schon mehrmals da gewesen waren, und etwas von der Sprache verstunden, fiengen an mit ihnen zu sprechen, und mit einigen Kleinigkeiten zu handeln. Während die Indianer noch am Bord waren, wurde gerufen: ein Seegel! Es war das große Boot von dem Fort, was nach der See gieng, um zu fischen. Unser Kapitain rief sie an Bord, und so bekamen wir Nachricht, wie es daselbst stünde. Gewisse Freunde, die schon einmal daselbst gewesen waren, bekamen nebst mir den Auftrag, mit nach dem Fort zu seegeln, und, wenn wir dahin gekommen seyn würden, Briefe nach den Pflanzstädten zu schicken, um unsere Ankunft bekannt zu machen. Wir stiegen dann hinüber, lichteten den Anker, und gaben einander einen Ehrenschuß. Nachdem wir ungefähr zwey

Stunden gefahren waren, bekam ich durch die Hitze großen Durst, und fragte deßwegen den Schiffer, ob er etwas zu trinken habe? Trinken genug, antwortete dieser, und befahl dem Neger, der die Stelle des Kochs vertrat, mich damit zu bedienen. Dieser wusch seine schwarzen Hände, zapfte reines Wasser, und nahm aus einem Gefäße eine handvoll von einer Masse, die einem Brey nicht unähnlich sah. Dieß rieb er durch die Hände, bis das Wasser weiß wurde, goß es dann in einen Kürbis, die man dort statt der Becher gebraucht, und reichte mir es dar. Ohne weiter zu fragen, setzte ich den Kürbis an den Mund, und trank ein gutes Nösel daraus. Unter dem Trinken sagte mir der Schiffer, daß ich die Zähne etwas von einander halten müßte, damit das Getränke bequemer durchfließen könne. Ich fand dieß auch bestätigt; denn da dieses Getränk eine Art Brey ist, schießt das Dünne durch, und die Krumen bleiben vor den Zähnen sitzen. Unterdessen konnte sich der Schiffer nicht enthalten heimlich zu lachen, und da ich die Ursache davon wissen wollte, fragte er mich, ob ich wohl wüßte, was ich getrunken hätte? Ich sagte

nein;

nein; aber der Trank hätte mir, weil ich sehr vom Durste geplagt gewesen wäre, recht wohl geschmeckt, es möge nun auch gewesen seyn, was es wolle. Es wird, sagte der Schiffer, dieser Trank aus Brod, das die Weiber klein käuen, (*) gemacht, und man muß sich hier zu Lande, in Ermangelung eines bessern, damit behelfen.

Unterdessen fuhren wir sachte weiter, und ich hatte dabey Gelegenheit, die Schönheit der Gegend mit aller Muse zu betrachten. Sie ist durchgehends sehr anmuthig. Bey der Aussicht auf hohe grüne Bäume hört man ein beständiges Geschrey von Affen, Meerkatzen, Papageyen u. s. f. Die letzten flogen uns von Zeit zu Zeit in ganzen Haufen über den Kopf, und machten einen Lärmen, daß man kaum einen Kanonenschuß hätte hören können. Da wir uns bis auf etwa zwey Stunden dem Fort genähert hatten, wurden Ruder an Bord gelegt, weil wir sonst die nächste Fluth hätten abwarten müssen. Mittlerweile, da es anfieng Abend zu werden, und die Aussicht mir keine Unterhaltung mehr ge-

(*) S. unten Kap. XIII.

gewähren konnte, legte ich mich zur Ruhe; allein, ich hatte nicht lange geschlafen, als ich wieder aufgeweckt wurde, weil wir uns vor dem Fort befanden. Zwey Stunden vorher hatten wir unsere Kanonen gelöset, um die Ankunft unseres Schiffes bekannt zu machen. Es konnten diese sehr bequem gehört werden, weil der Fluß in großen Krümmungen läuft, und dadurch der Weg sehr verlängert wird. Wir traten dann in das kleine Boot über; wurden nach dem Lande geführt, und kamen des Nachts zwischen Freytag und Sonnabend auf das Fort, Nassau genannt, wo man große Freude über unsere Ankunft bezeugte, und wo wir von dem Oberhaupte mit aller erdenklichen Freundschaft empfangen wurden. Nachdem wir einiger frohen Gespräche miteinander gepflogen hatten, wurde jedem von uns eine Hängmatte angewiesen, um den übrigen Theil der Nacht daselbst zuzubringen.

III. Kapitel.

Der Verfasser schickt Briefe nach den Pflanzstädten. — Schöner Hain von Orangen- und Limonienbäumen. — Ankunft des Schiffes vor dem Fort. — Ansetzung eines neuen Kommandeurs oder Oberhaupts. — Reise des Schiffes nach den Pflanzstädten. — Der Verfasser geht dahin, um zu inventiren. — Thut eben dieß an dem Fort. — Es wird den Sclaven Leinwand ausgetheilt. — Das Schiff kommt mit seiner Ladung wieder vor das Fort. — Ankunft eines englischen Schiffes in dem Flusse. Zwischen zween Frauen erhebt sich Streit über einen Krug Ale. — Der Verfasser geht nach der Mündung des Flusses. — Eine besondere Art Reisehäuschen. — Weitere Fahrt des Schiffes. — Unternehmung eines Handels in dem Flusse Bourum.

Ungeachtet ich sehr schläferig war, konnte ich doch diese Nacht wenig schlafen, weil ich noch niemals in einer Hangmatte gelegen hatte. Auch wußte ich nicht, wie man sich zu legen hat, und erfuhr erst nachher, daß man in dieser Art Hangmatten, die acht, zehen, und auch wohl zwölf Fuß weit sind, überzwerch liegt. Ich stand daher auf so bald es nur Tag war, und machte meine Briefe zurecht, die sogleich nach den Pflanzstädten gesendet wurden. Darauf bekam ich

Lust mich umzusehen, wo ich wäre. Alles gefiel mir sehr wohl. Nicht weit von dem Fort zeigte sich ein Hain von Orangenbäumen, von denen jeder so groß ist, als in unserm Vaterlande ein gewöhnlicher Lindenbaum, und an welchen man immer Blühten, grüne und reife Früchte im Ueberflusse sieht. Dieser Platz ist mit Limonienbäumen eingefaßt, die an Schönheit den Orangenbäumen nicht nachstehen, und mit ihnen zusammen einen sehr reizenden Anblick und angenehmen Geruch geben. Hier gieng ich ein oder anderthalb Stunden spazieren. Als ich darauf wieder nach dem Fort gekommen war, wurde mir meine Kammer angewiesen, welche ich zu dem, was ich zu verrichten hatte, groß und geräumig genug fand. Gegen Mittag kam unser Schiff vor das Fort, worauf sogleich von beyden Seiten einige Kanonen gelöset wurden. Alsdann traten die Passagier ans Land, und ihnen folgte zuletzt der Kapitain, der gekommen war, um das Oberhaupt abzulösen, dessen Platz er in der Zukunft bekleiden sollte.

Indessen begaben sich die Herren Pflanzer, welche Räthe der Kolonie sind, auf Empfang

der

der vorgemeldeten Briefe des Sonnabend Nachts und Sonntag Morgens nach dem Fort: es wurde durch den Prediger eine schöne Predigt gehalten, und nach derselben setzte sich jeder nach seinem Range zur Tafel. Hier wurde tüchtig aufgetischet; aber kaum hatten wir eine halbe Viertelstunde gesessen, so mußte ich aufstehen, weil mir sehr übel wurde. So wie ich in die Luft kam, erbrach ich mich ein wenig, wodurch ich heftige Kopfschmerzen bekam. Ich legte mich darauf in eine Hangmatte, wurde aber durch den Lieutenant, oder die zweyte Person heraus geholt, mit dem Bedeuten, daß ich mich nicht legen, sondern auf den Beinen halten müsse, weil ich sonst die Landeskrankheit (*) bekommen könnte. Ich stund also wieder auf, nahm meinen Platz an der Tafel ein, aß etwas, leerte einen guten Becher, und war ein oder zwey Stunden darauf vollkommen hergestellt. Des Nachmittags wurde die Glocke geläutet, und darauf in Gegenwart aller Räthe der neue Kommandeur oder Oberhaupt, welchem seine Bestallung von mir vorgelesen wurde, vorgestellt; worauf wir den übri-

(*) Asthenia *guianensis*. S. unten Kap. XVI.

übrigen Tag, und noch eineu guten Theil der Nacht in Fröhlichkeit zubrachten.

Den andern Tag Morgens wurde der Anfang mit der Ausladung unseres Schiffes gemacht, und einige Kisten und Tonnen, die ich unter meiner Verwahrung haben mußte, so wie auch einige andere Güter für die Bedienten des Forts, ans Land gebracht. Darauf gieng das Schiff weiter hinauf nach den Pflanzstädten. Das Oberhaupt und ich folgten in einem Boote voll nackter Indianer, weil wir inventiren, und die Sclaven mustern mußten, um zu wissen, wie viele gestorben und gebohren waren. Auf der ersten Pflanzstädte dauerte mein Geschäfte drey oder vier Stunden, worauf wir mit Essen und Trinken vortreflich bewirthet wurden. Ueberall, wo wir hinkamen, war der Wein schon angezäpft; und wir empfanden daher des Nachts eben nicht sehr viel von den Stichen der Musquito. (*) Kurz um, es war ein Herrnleben; und ich wünschte wohl, daß es länger hätte währen mögen.

Nach-

(*) S. in der folgenden Reise (nach Surinam) Kap. X.

Nachdem wir damit einige Tage zugebracht hatten, kehrten wir wieder nach dem Fort zurück, wo wir dasselbe Geschäft zuerst mit den Kaufmannsgütern, und dann mit den Sclaven vornahmen, denen den folgenden Sonnabend auch ihre Leinwand ausgetheilt wurde. Es erhält nämlich alle Jahre ein Mann so viel Leinwand, als er zu einer Hose braucht; eine Frau so viel als zu einem Rocke nöthig ist, der bis an die Kniee geht; und die Kinder eben so viel. Diese Arbeit beschäftigte mich einige Tage.

Eine andere wichtigere bekam ich, als drey Wochen nachher unser Schiff, das an den Pflanzstädten seine Ladung eingenommen hatte, wieder an das Fort kam, um da ein gleiches zu thun. Bey dieser Gelegenheit gieng ich, außer andern Geschäften, mit dem Oberhaupte wenigstens zweymal des Tages an Bord, um Sorge zu tragen, daß das Beßte der Kolonie nicht möchte beeinträchtiget werden.

Unterdessen erhielten wir von einigen Indianern, die von unten heraufkamen, die Nachricht, daß ein englisches Schiff in den Fluß eingelaufen

sey.

sey. Sogleich wurden etliche Indianer nebst drey Christen dahin geschickt, um zu sehen, wie diese Sache beschaffen wäre; wiewohl wir damals mit den Engländern keinen Krieg hatten. Unsere Leute brachten, so wie sie zurückkamen, den Schiffer des englischen Schiffes mit sich, der wegen frischem Wasser in Verlegenheit war. Es fehlten, seiner Erzählung zufolge, keine zwey Tage, daß wir nicht zugleich in die See gegangen wären; aber er wurde durch Sturm und Ungewitter sehr zurück gehalten; und, was sonderbar ist, um dieselbe Zeit, da wir bey den Canarischen Inseln einige Zeit in Windstille hintreiben mußten, hatte er beynahe auf derselben Höhe so schlechtes Wetter gehabt, daß er nicht anders dachte, als er würde mit Mann und Maus untergehen. Fünf bis sechs Bouteillen Sect, den der Schiffer mitgebracht hatte, nebst dem Versprechen einer Tonne Ale, verschafften ihm die Erlaubniß, mit seinem Schiffe zum frischen Wasser zu kommen. Unterdessen blieb der Schiffer bey uns auf dem Fort, und wurde gut bewirthet, bis er die Nachricht bekam, daß alles richtig wäre; worauf er durch einige unserer

Leute

Leute an seinen Bord gebracht wurde, die er herrlich tractirte, und denen er die versprochene Tonne Ale mitgab. Allein diese war ein Zankapfel, und hätte beynahe großes Unheil zuwege gebracht. Das Oberhaupt ließ diese Ale an Bord unseres Schiffes bringen, um sie, wenn man nach alter Gewohnheit vor der Abreise die Herren Pflanzer daselbst tractiren würde, in Fröhlichkeit zu genießen; und da er dem Prediger der Kolonie und einen gewissen andern Herrn eine besondere Gefälligkeit erzeigen wollte, so schickte er durch einen Jungen einen Krug dieses englischen Bieres an ihre Frauen. Zu allem Unglücke wurde die Ale nach dem Hause des letztern Herrn gebracht. Seine Frau, trinklustiger, als sie wohl hätte seyn sollen, kam in den Geschmack des Bieres, und trank es ganz rein aus, ohne der Frau des Predigers ihren Theil abzugeben. Diese wurde hierüber gewaltig unzufrieden, und ließ sich einige Worte entfallen, die mit der christlichen Liebe nicht allzuwohl überein kamen. Die andere schwieg dagegen auch nicht, so daß schnell ein gefährlicher Lärmen entstand; und da jede sich beleidigt glaubte, und die Klage

an ihren Mann brachte, so erhob sich auch bald unter diesen ein harter Streit, der einen schlimmen Ausgang gehabt haben würde, wenn nicht das Oberhaupt mir den Auftrag gegeben hätte, zu versuchen, die Frauen und ihre Männer zu besänftigen. Ich hatte das Glück gehört zu werden, und meine Absicht zu erreichen, worüber mir alle Herren Pflanzer ihren Dank bezeugten; denn da sie beyde Personen von Ansehen waren, so war zu befürchten, daß dieß kleine Fünkchen, wenn es nicht beyzeiten gelöscht würde, die ganze Kolonie in Brand stecken möchte. Doch das Vergnügen, das wir hatten, da das Schiff abseegeln sollte, brachte diesen verdrießlichen Zwist in Vergessenheit. Wir schmaußten diesen ganzen Tag hoch, und den Tag darauf wurde ein gleiches auf dem Fort gethan; denn die Herren Pflanzer wollten nicht auseinander gehen, ehe die Ale, wovon ein kleiner Theil mehr Unfug angerichtet hatte, als das Ganze that, in Freude und Jubel bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war.

Zwey Tage nachher trat ich mit dem Oberhaupte in ein Canot, das mit einem Zelte von

Blät-

Blättern bedeckt war, um uns nach der Mündung des Flusses, wo das Schiff seegelfertig lag, zu verfügen. Am Abend wurde meine Hangmatte an zwey Bäumen fest gemacht, und ich legte mich zum ersten male am Land, im Walde, schlafen. Das Oberhaupt blieb indessen in dem Canot auf Kissen liegen. Ueber meiner Hangmatte hatten unsere Sclaven ein Reisehäuschen aufgerichtet. Dieß sind vier Stangen, die vorderen etwas höher als die hinteren, und über diesen ein Dach von Blättern, die ungemein groß, und durchgehends vier bis fünf Fuß lang und wohl zwey breit sind. (*) Weder Sonne noch Regen kann hier durchdringen, so dicht liegen die Blätter auf einander. Solche Reisehäuschen sieht man längst dem ganzen Flusse, und man läßt sie in einem Augenblicke aufrichten wo man will; denn ein Indianer ist, gleich einer Schildkröte, überall zu Hause. Den andern Tag kamen wir an das Schiff, das ungefähr eine Viertelstunde von der Mündung des Flusses lag. Hier fertigte ich noch alle Depeschen ab; und machte mir in den zwey Tagen, die wir uns dort

 auf-

(*) Vermuthlich von einer Gattung Pisang.

aufhielten, das Vergnügen, mit den Indianern nach dem Strande zu fahren, und in den Wald auf die Jagd zu gehen. Endlich stach das Schiff in die See, und ich kehrte mit dem Oberhaupte, nachdem ich noch eine Nacht in einem Reisehäuschen zugebracht hatte, nach dem Fort zurück.

Zwey oder drey Tage, nachdem wir wieder angekommen waren, meldete sich bey dem Oberhaupte ein gewisser Pflanzer aus dem Gouvernement Canje, der unsern Herren Patronen die unglaublichsten Vortheile, die mit einer ziemlichen Ladung auf dem Flusse Bourum zu erhalten stünden, vorgespiegelt hatte. Das Oberhaupt war schon davon unterrichtet, und hatte, ungeachtet aller seiner Vorsichtigkeit, viel größere Erwartungen, als der nachherige Ausgang erfüllte. Inzwischen war große Ueberlegung nöthig; und ich verstand mich auf die Sache nicht. Allein, sie sollte durchgesetzt werden; und ich bekam Befehl, einige Kaufmannsgüter zurechte zu machen, womit dieser Windbeutel auf unserm Boote nach dem gedachten Flusse abreisete. Wie schlecht diese Unternehmung ablief, davon

werden wir dem Leser in der Folge Nachricht ertheilen.

IV. Kapitel.

Einfalt der Indianer in dem Zählen. — Langsamkeit in ihren Gesprächen. — Kinderzucht. — Verabscheuung des Diebstahls. — Gottesdienst. — Beschreibung indianischer Männer und Frauen. — Trauungsgebräuche und Lustbarkeiten.

Während ich damit beschäftigt war, die gedachten Güter herzurichten, kamen einige Indianer mit ihren Waaren an das Fort. Diese fertigte mein Dollmetscher ab; und nach seinen Papieren trug ich nachher das Abgelieferte zu Buche. Diese Leute sind in Ansehung des Zählens äusserst einfältig, wie ich bey verschiedenen dergleichen Gelegenheiten bemerkt habe. Denn wenn sie mit dreyßig Ballen Farbe, **Oriane** (*) genannt, zu Markte kommen, wissen sie dieselben nicht hintereinander zu zählen. Sie legen fünf Ballen zusammen, nach der Zahl der Finger einer Hand, und dann wieder fünf andere. Als ich dieß das erstemal sah, fragte ich meinen

(*) Orlean, von der Frucht der Bixa *orellana*. S. unten Kap. XIV.

Dollmetscher um die Ursache dieses Verfahrens. Dieser sagte mir, daß ihre Zahlen nicht weiter gehen, als bis fünf.(*) Wenn sie zehen andeuten wollen, so zeigen sie alle Finger; und zwanzig wird durch die Finger und Zehen ausgedrückt. Eben so einfältig sind sie auch in andern Dingen.

(*) Das gleiche wird von den Grönländern und Eskimos gesagt. Und so sollen die Yameos am Amazonenfluß und auch theils die Californier gar nur bis drey zählen können. Dieß haben einige unsrer Sophisten (selbst Rousseau im Emil) so gedeutet, als ob diese Wilde gar nicht mehr als drey Dinge zusammenrechnen könnten! Man sieht aber leicht aus dieser und andern Stellen des gegenwärtigen Werks und aus zahlreichen andern Reisebeschreibungen, daß dieses Zählen der Wilden bis drey, bis fünf ꝛc. nichts weiter seyn will, als daß ihre Cardinalzahlen nur so weit reichen (ohngefähr so wie ein Wilder von den Europäern sagen könnte, sie zählten nur bis zehen); daß sie aber durch die Zusammensetzung derselben; folgends mit Hülfe von Körnern und dergleichen Dingen, die ihnen dann statt Zahlpfennige dienen, theils sehr große Summen genau zu berechnen wissen. Beyspiele davon habe ich in den Bemerkungen über die Fähigkeiten der Wilden im Göttingischen Magazine II. Jahrg. 6ten Stück S. 413 u. f. gegeben.

gen. So bewiesen sie ein großes Erstaunen, als sie mich schreiben sahen; denn sie konnten nicht begreifen, daß man auf diese Art seine Gedanken einen andern, der abwesend ist, mittheilen kann.

In ihren Gesprächen sind sie äußerst langsam. Zu dem, was wir in einer halben Viertelstunde erzählen würden, haben sie wenigstens einen halben Tag nöthig. Inzwischen sind sie bey aller dieser Langsamkeit so geduldig, daß keiner dem andern in die Rede fällt; und der Zuhörer, der Etwas vorbringen will, sagt zu dem Sprechenden weiter nichts, als wa, welches so viel bedeutet, als gut. Ich hörte einmal, da wir jeder in seiner Hangmatte lagen, ein Mägdchen singen; und da ich beständig dieselben Worte ohne die geringste Veränderung hörte, fragte ich meinen Dollmetscher, was der Inhalt dieses Gesanges, der so oft wiederholet würde, wäre. Nichts anders, gab er mir zur Antwort, als: Klein Väterlein, klein Väterlein, mein Aeugelein, mein Aeugelein, wenn ich gestorben bin. Dieß hatte wohl eine halbe

Stunde gedauert, als die Mutter ihr zuknurrte: wenn nur dein Vater hier wäre, er würde dir was anders sagen. Denn der Mann würde durch den Namen **kleines Väterlein** sich beschimpft gefunden haben.

Was die Erziehung der Kinder betrift, so schlagen sie dieselben niemals, strafen sie aber wohl mit Worten wegen ihrer Fehler und Vergehungen, damit sie sich in Zukunft davor hüten mögen.

Der Diebstahl wird unter ihnen sehr verabscheuet, und blos aus äußerster Faulheit begangen. Denn sie haben weder Kisten noch Kästen; und würden daher das Gestohlene nicht gut verbergen können. Selbst die Frauen haben nichts, um ihren Schmuck darinn aufzuheben, als etwa ein Schächtelchen oder Körbchen, das sie **Pagale** nennen.

Gottesdienst findet man ganz und gar nicht; auch machen sie keinen Unterschied unter Tagen und Zeiten.

Doch wir müssen auch von dem Aeußeren dieser Menschen sprechen. **Die** Indianer sind

von

von einer gewöhnlichen Gestalt, röthlich von Farbe, und schwarz von Haaren, die ihnen, wenn sie die Würde eines Hauptmanns erhalten, bis an die Ohren abgeschnitten werden. Sonst hängen sie gewöhnlich bis auf die Schultern. In der Scheidewand der Nase haben sie ein Loch, in welchem ein silbernes Plättchen, von der Größe eines doppelten Stübers, befestigt wird. Dieses hängt zwischen Mund und Nase, und wird beym Trinken, damit es nicht hinderlich seyn möge, aufgehoben. Sie ziehen aus Bart (*)

(*) Diese, auch bey so manchen Völkern der alten Welt (z. E. bey den Kalmücken, Malayen rc.) übliche Sitte, sich den Bart ganz oder doch zum Theil auszurupfen, hat bekanntlich zu dem seltsamen Wahne Anlaß gegeben, als ob die Amerikaner von Natur bartlos wären; und man weis, was für schöne Hypothesen nicht blos von **Voltaire**, sondern selbst von dem sonst so einsichtsvollen und scharfsinnigen Verfasser der *Rech. sur les Americains* (T. I. pag. 37. seq.) auf diese irrige Voraussetzung gebauet worden. Ich habe es daher der Mühe werth gehalten, eben in dem angeführten Stück des **Göttingischen Magazins** aus einer Menge der zuverläßigsten Reisebeschreiber zu erweisen, daß es 1) von

und Augenbraunen die Haare aus, und können an keinem Theile ihres Körpers Rauchheit ertragen. Von Zeit zu Zeit überstreichen sie sich mit

1) von Labrador bis nunter zum Feuerlande noch jetzt genug amerikanische Völker giebt, die sich den Bart wachsen lassen —; und daß 2) hingegen so viele andre sich denselben durch mancherley theils genau beschriebene und abgebildete Werkzeuge und Handgriffe auswurzeln. Jetzt könnte ich jene Zeugniße noch durch eine große Zahl anderer, die ich mir seitdem gelegentlich aufgezeichnet, vermehren. Von den Nordamerikanischen Wilden hat nur erst neuerlich der Wundarzt Causland in einer eignen Abhandlung (in der *philos. Transact.* Vol. LXXVI. for a. 1786. P. I. pag. 229. u. f.) erwiesen, daß sie allerdings von Natur bärtig sind, und sich nur durch Kunst bartlos machen.

Daß aber eine solche Künsteley, wenn sie durch lange Generation fortgesetzt wird, wohl mit der Zeit zum erblichen Schlage ausarten, mithin auch vielleicht der natürliche Haarwuchs des Bartes jetzt bey den Amerikanern schwächer seyn könne, als bey andern Menschen-Raçen, davon habe ich sowohl in der Schrift über den Bildungstrieb, als auch im VIIIten Band der *Commentat. Soc. Reg. Scientiar. Gottingens.* mancherley Beyspiele und Bemerkungen angegeben.

mit rother Farbe, die in ihren Augen eine ungemeine Annehmlichkeit hat. Corallen, die bey ihnen so hoch geachtet werden, gebrauchen die Männer wenig zum Schmucke, außer bey einigen Lustbarkeiten. Mitten um den Leib haben sie einen Gürtel, worinn ihr Messer steckt. Durch diesen wird auch der Lappen, womit sie ihre Schaam bedecken, vorn und hinten durchgesteckt, und zwar so, daß er eine gute halbe Ele über das Gesäß herunterhängt: der Kopf wird mit einem Bändchen umbunden, an welchem verschiedene Arten Federn festsitzen; doch findet man dieß meist nur bey den jungen Indianern.

Es giebt auch eine Art Indianer Aquewyen genannt. Diese wohnen höher hinauf in dem Lande, und im Gebirge, von wo aus sie selten nach dem Fort, wohl aber nach einem gewissen Platze, Namens Markaay, welches der höchste Handelsplatz ist, kommen. Sie sind viel eifersüchtiger, als die andern Indianer, und bewachen daher auch ihre Frauen sorgfältiger. Bey dem gedachten Handelsplatze fängt das Land allmählig an höher zu werden, und der Fluß

geht

geht ungefähr noch fünf oder sechs Stunden weiter hinauf. Hier findet man dann das Gebirg, und den Ursprung des Flusses, mit sehr vielen Steinklippen, auf denen man noch die Zeichen der Spanier sieht, die die Küste zuerst entdeckt, und den ganzen Fluß durchsucht haben.

Wenn die Indianer in den Krieg gehen wollen, bereiten sie mancherley Pfeile, worunter einige so vergiftet sind, daß wenige, die damit verwundet werden, beym Leben bleiben. (*) Auch haben sie welche mit eisernen und knöchernen Spitzen, mit Widerhaken (**) u. s. f. die sie mit ihren Messern aufs bequemste zurechte zu machen wissen. Sie schießen alle ihre Pfeile in die Höhe, und wissen so gut zu zielen, daß sie immer dem in den Leib fallen, dem sie bestimmt sind.

Die

(*) Siehe die *Recherches philos. sur les Américains* T. II. pag. 238. u. f.

(**) So sind die im akademischen Musäum zu Göttingen befindlichen Pfeile der Guianischen Wilden. Theils mit dem Stachel des Giftrochen (Raja pastinaca) theils mit zugeschnittenen Knochen der dasigen Hirsche (sieh unten Kap. XV.) geschäfftet.

Die indianischen Frauen sind gleichfalls von mittelmäßiger Gestalt; zwar nicht schön, aber in hohem Grade Liebhaberinnen des Putzes. Ihr vornehmster Schmuck besteht in Orewebbe, einer gewissen Art Knochen, die platt geschliffen werden, und ungefähr von der Dicke eines Reichsthalers, und der Größe eines Stübers sind. Ich habe Frauen oder Mägdchen gesehen, die, nach meinem Bedünken, fünfzehen bis achtzehen Pfund dieser Knochen um den Hals hatten. Auch tragen sie in den Ohren kurze Büschelchen davon, an deren Ende Kupferplättchen hängen; doch diese sind nicht den dritten Theil so groß, und bald dicker, bald dünner. Auf beyden Seiten unter den Armen haben sie, gleichsam ein Bandelier, von verschiedenen Arten von Corallen hängen. Unter diesen werden die grünen und gelben für die besten gehalten. Für ein Büschelchen von zwölf bis sechszehen Strängen kann man von dem hübschesten Mägdchen alles erhalten, was sie nur zu gewähren vermag. — Diesen Corallenschmuck haben sie auch an drey Stellen um den Arm gewunden, nähmlich an der Hand, über dem Elbogen und

an den Schultern; und mit einer Schürze, die auf eine sehr künstliche Weise aus eben diesen Corallen gemacht ist, bedecken sie ihre Schaamtheile. Unter dem Knie sieht man denselben Schmuck, so wie auch über dem Knöchel, wo er einem ungefähr drey Finger breiten Strumpfe gleicht. Dieser Putz kommt nicht von ihrem Leibe, bis er ganz abgetragen ist. Wenn der Tod jemand von ihren Blutsverwandten wegnimmt, legen sie ihre Kleinodien ab, und gehen einige Zeit ganz nackt, um so, nach ihrer Weise, den Abgestorbenen zu betrauern. Auch die alten Weiber schmücken sich nicht, und bekümmern sich selbst nicht mehr darum, ihre Schaam zu bedecken; sondern gehen ganz und gar nackt mit langen hängenden Brüsten, die ihnen vor dem Leibe herschländern. Uebrigens darf niemand glauben, daß bey der Trauerzeit lüsterne Augen großen Genuß zu hoffen haben. Die jungen Frauensleute sind so gewöhnt, die Beine geschlossen zu halten, daß, was sie auch immer für eine Lage annehmen, man nichts von der Welt sehen kann; ja sogar auch, wenn sie ihre monatliche Unpäßlichkeit haben, ist nicht das geringste Zeichen

chen davon zu bemerken (*): und wenn sie, ihrer Gewohnheit nach, sich auf den Boden setzen, wissen sie das eine Bein auf eine so geschickte Manier unter den Leib zu legen, daß auch, wenn sie sich vorwärts bücken, das Auge nicht geärgert werden kann. (**) Alle Morgen gehen sie ins Wasser, und nehmen auch selbst die säugenden Kinder mit, um sie von Jugend auf daran zu gewöhnen; denn jedermann unter ihnen kann schwimmen. Sie bemalen sich häufig das Gesicht mit rother Farbe, und ziehen eben so, wie die Männer, die Augenbraunen rein aus, an deren Stelle sie einen Strich brauner mit Gummi an=

(*) Ein Aufschluß, warum also manche Reisende, die doch genug nackte Weiber in Amerika gesehen, dennoch keine Spur des monatlichen Blutverlustes an denselben gewahr worden, woher sich dann die oft behauptete Sage schreibt, als ob das weibliche Geschlecht in jenem Welttheile diesem lästigen Gesetze gar nicht unterworfen sey, (sieh z. B. *Lafiteau* u. a.)

Andere Ursachen, die noch außerdem zu diesem Wahne haben Anlaß geben können, habe ich in den *Institution. physiolog.* pag. 422. angegeben.

(**) Vergl. *Carver's* trowels throngh the interior parts of North-America p. 235.

angemengter Farbe machen. Einige lassen sich einen Theil des Leibes, bald den Oberleib, bald den Unterleib u. s. f. mit Wasser bemalen, das so schwarz wie Dinte trocknet, und so beständig ist, daß wenn jemand sich auch täglich wüsche, es doch in drey Wochen nicht abgehen würde.

So viel von der äußerlichen Gestalt und dem gewöhnlichen Putze dieses Volkes. — Was ihre Arbeiten und Haushaltungsgeschäfte betrift, so müssen die indianische Frauen Brod machen, den Garten in Ordnung halten, Brod zu dem Getränke käuen, und Carsy (*) raspeln, wozu sie eine Raspel von Stein gebrauchen. Wenn der Mann etwas gejagt oder geschossen hat, so kommt es ihm zu, solches zuzubereiten und aufzutischen. Ist es ein Hase, Caninchen, Schwein, Hirsch u. s. w. so wird das Haar abgebrannt, das Eingeweide gewaschen, und das Fleisch auf ein Berbecot gelegt. Dieses ist ein indianischer Rost, von hölzernen Stöckchen, ungefähr zwey Fuß hoch. Auf diesen legen sie ihre Speisen, Fleisch und Fische, ohne es zu salzen; und wenn es

(*) Cassave. S. unten Kap. XIII.

es halb gebraten ist, so bröseln sie es in den Pfeffertopf, um es entweder sogleich zu essen, oder auf eine andere Gelegenheit aufzuheben; denn der Pfeffertopf ist ihre einzige Zuflucht. Sie wissen von keinen Schmauséreyen oder feinen Leckerbissen. Das Beste, was ich jemals bey ihnen gefunden habe, war ein Stück von einem Hasen; übrigens essen sie auch Krabben, Meerkatzen, Ytonries, Ameisenbären, ja selbst Crocodile. Vögel findet man bey ihnen gar nicht, und Fische selten.

Obgleich die Indianer weder Staatsverfassung noch Gesetze haben, so sind doch unter ihnen so gut als unter den civilisirten Völkern ordentliche Eheverbindungen. Wenn die jungen Leute sich zusammen verstehen, und beyderseitige Aeltern mit der Heirath zufrieden sind, so kommen die Verwandten zusammen. Einer von ihnen nimmt alsdann das Wort, und empfiehlt dem Bräutigam, nicht nach einer andern zu laufen, für sein Weib zu sorgen, fleißig zu seyn in Anpflanzung der Brodgewächse, täglich für seine Küche zu fischen und zu schießen, Krab-

ben fangen zu helfen u. s. f.: eben so auch der Braut, mit keinem andern zu thun zu haben, ihrem Manne die schuldige Treue und Achtung zu b weisen, ihm jedesmal, wenn er nach Hause kömmt, Speise und Trank vorzusetzen, nicht mehr mit den Kindern zu spielen u. s. w. Die letzte Ermahnung ist auch in der That sehr nöthig; denn die Mägdchen werden in einem Alter von eilf bis zwölf Jahren verheirathet, in welchen Jahren sich selten ein gesetztes Wesen findet, die wohl eigentlich zur ehelichen Verbindung erfodert wird. Was die Männer anbetrift, so würden sie allerdings, wenn sie die empfohlene Thätigkeit beobachteten, Essen und Trinken im Ueberfluß haben; denn das Land ist voll Wild, Vögel und Fischen; aber ihre angebohrne Trägheit macht, daß sie sich ganze Tage mit ihrem Pfeffertopf behelfen, woben sie Payewar oder Beltiery trinken, ein Getränke, von dem wir weiter unten sprechen werden. (*)

Auch ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten verdienen angemerkt zu werden. Wir hatten einmal,

(*) S. unten Kap. XIII.

einmal, um uns eine Unterhaltung zu machen, eine Einladung abgeschickt. Diese besteht in einem kleinen Stricke, in welchem so viele Knoten geknüpft sind, als bis zu dem Anfange der bestimmten Lustbarkeit Tage verstreichen sollen.(*) Die Indianer, die einen solchen Strick empfangen, schneiden alle Morgen einen Knoten ab, und wenn der letzte abgeschnitten ist, begeben sie sich auf den Weg. Damals kamen ungefähr vierzig bis funfzig Junge und Alte, Mannspersonen und Frauenspersonen. Das Getränke, so zu diesem Feste zubereitet wurde, wird Graaf (**) genannt, und besteht aus Syrup und Wasser. In Zeit von drey Tagen hat es stark genug gegohren, um betrunken zu machen. Auf ein gegebenes Zeichen fiengen die Indianer plötzlich an zu tanzen, zu singen und zu spielen, wozu sie eine gewisse Art von Queerflöten gebrauchten, die einen sonderbaren Laut von sich gab. Sie tanzen, ohne sich einander fest zu halten, in einem Kreise, um ein großes Feuer herum,

(*) Also ganz wie die Quipos der Peruaner. — Vergl. unten Kap. VIII.

(**) Sieh unten Kap. XVI.

um, welches in der Mitte angezündet ist. Auch sind sie bey einer solchen Gelegenheit insgesamt bemalt, jeder so, wie er glaubt, daß es am schönsten sey; doch wählen sie meistens schwarzen Gummi, und bestreichen dann die Augenbraunen mit brauner, und die Wangen mit rother Farbe. Und in der That, diese Verschiedenheit der Farben gewährt dem Auge keinen unangenehmen Anblick. Das Haar wird auf eine künstliche Art mit Corallensträngen geflochten, und an diesen hängen Bilderchen und Plättchen, die ihnen über den nackten Rücken herschläudern. Der Tanz dauerte bis an den Tag, wo jeder seine Hangmatte aufhieng, und einige Stunden schlief. Inzwischen fand ich hier das Sprichwort bestätigt, daß eine betrunkene Frau eine offene Thür ist; denn kaum waren die Köpfe durch den Trunk benebelt, und der Abend angebrochen, als man in jedem Schlupfwinkel ein Pärchen fand, die sich dann in aller Stille wieder an den Tanz anschlossen, gleich als wenn gar nichts vorgegangen wäre.

Sonnabends habe ich auch die Schwarzen oftmals tanzen sehen. Diese spielen auf einem

hohlen Stücke Holz, das oben und unten ein Loch hat, worauf ein Stück Leder genagelt ist. Bey dem Laute dieses Instrumentes machen sie so seltsame Figuren, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten kann; und wer seinen Körper in die sonderbarsten Stellungen zu drehen weis, ist der beste Tänzer.

V. Kapitel.

Der Verfasser bekommt einen Auftrag, nach Ysekepe zu gehen. — Sitte, die aufbehaltenen Gebeine der verstorbenen Hauptleute zu verbrennen. — Feigherzigkeit eines indianischen Hauptmanns. — Beschreibung des Dorfes Alten Amen, und der indianischen Kriegshäuser. — Ankunft des Verfassers bey einem Hause der westindischen Kompagnie von Seeland. — Rückreise nach Berbice. — Beschreibung eines indianischen Dorfes. — Zurückkunft nach dem Fort.

Indeß man nun mit Ungeduld erwartete, was der Pflanzer aus dem Gouvernement von Canje, von dem wir am Ende des dritten Kapitels gesprochen haben, in dem Flusse Bourum ausrichten würde, kommt ein Indianer mit einem Briefe von Ysekepe, worinn man uns meldete, daß der Pflanzer mit dem Boote und der Ladung

in Arrest genommen sey. Hier war guter Rath theuer. Man versammelte die Herren Pflanzer, um sich zu berathschlagen, was in diesem verwirrten Zustande der Sachen zu thun sey. Nach langem Ueberlegen wurde es für das Beste befunden, mich als Gesandten hinzuschicken. Ich hatte wenig Lust dazu; allein, da ich sah, daß ich die Last nicht wohl würde von mir abwälzen können, so setzte ich eine Vollmacht auf, die durch das Oberhaupt und alle Räthe unterzeichnet, und mit dem Siegel der Kolonie von Berbice besiegelt wurde. Ich hatte nur zwey Tage Zeit, mich zu der Reise anzuschicken. Als diese verstrichen, und alles in gehörige Ordnung gebracht war, begab ich mich ungefähr um Mittag auf den Weg, konnte aber diesen Tag nicht weiter kommen, als nach der Pflanzstadt, den Berg, die von Mr. de Feer bewohnt wird, und, wenn man mit der Fluth fährt, etwa zwey Stunden über dem Fort liegt. Hier wurde ich wohl aufgenommen, und brachte die Zeit, die ich daselbst war, sehr vergnügt zu. Ich hatte sechs Indianer bey mir, die mein Gepäck trugen. Diese ersuchten mich, weil ich doch diese Nacht da bleiben

ben müßte, unterdessen nach einem gewissen Dorfe, Abary genannt, gehen zu dürfen. Ich fragte meinen Dollmetscher um die Ursache dieses Verlangens, und erhielt die Antwort, daß an diesem Orte vor drey oder vier Wochen ein Hauptmann gestorben wäre, von welchem man, seiner Tapferkeit wegen, der Gewohnheit gemäß, etliche Knochen aufbehalten hätte, die nun verbrannt werden sollten. Es sind dieß Knochen aus einigen abgeschnittenen Gliedmaßen, den Fingern, Zehen u. s. f. welche, nachdem das Fleisch rein abgeschabt ist, unter das Dach des Hauses gehängt und getrocknet werden. Dieß ist das einzige, was sie so lange aufheben; alles andere, was der Verstorbene nachläßt, als Beil, Hackmesser, Messer, Hacke u. s. w. wird zugleich mit ihm ins Grab geworfen, weil sie sich einbilden, daß er es auf seiner Reise gebrauchen werde. So wie man nun jene Knochen verbrennen will, werden Männer und Weiber eingeladen, dieser Ceremonie beyzuwohnen; und dabey wird dann in großem Ueberflusse ein Getränk gereicht, von den Indianern Bassia, von uns Pernou (*) ge-

(*) S. unten Kap. XIII.

genannt. Nachdem mir mein Dollmetscher die Sache mit allen Umständen erzählt hatte, trieb mich meine Neugierde an, gleichfalls hinzugehen, und als Augenzeuge das anzusehen, was ich meinem Erzähler kaum glauben konnte. — Meine Indianer schlossen sogleich an den Zug an, der ungefähr aus vierzig Personen bestand, und von einer andern Reihe, die wenigstens eben so stark war, umgeben wurde. Jeder hatte etwas in der Hand, das wie eine lange Peitsche aussah, womit sie sich einer nach dem andern einen heftigen Schlag um die Beine geben. Derjenige, der geschlagen werden soll, steht in der Mitte der Reihe, und wenn er den Schlag ausgehalten hat, so tritt er in die Stelle dessen, der ihn ihm gegeben hat. Dieß geschieht unter einem abscheulichen Rufen und Schreyen, womit sie sich herauszufodern scheinen. Der eine sagt nähmlich: Bockja watilly (Ich bin ein Kerl), und der andere: Dackje wathia (Ich bin auch ein Kerl); und wer dieß Hauen nicht bis an den andern Morgen aushalten kann, wird als ein Feigherziger ausgeschrieen, und darf nicht in eine einzige Gesellschaft kommen. Wer einen

Augen-

Augenblick Zeit hat, geht unterdessen hin, und trinkt; denn es ist ein solcher Ueberfluß von Getränk da, daß er nie aufgebraucht werden kann. Während diesem Schauspiele des Muthes haben auch die Weiber das ihrige zu thun; sie machen nähmlich ein heftiges Geschrey und Wehklagen, und rufen unter beständigem Schluchzen und Seufzen, wer nun für die Wittwe, ihre Schwester (denn sie nennen alle, selbst die Christen, ihre Brüder und Schwestern) Brod pflanzen, auf Jagd und Fischfang ausgehen, Krabben fangen soll, u. s. f. Unterdessen liegen die Knochen des Verstorbenen in dem Feuer, um zur Asche verzehrt zu werden; und hierauf haben die Weiber gleichfalls Acht zu geben, während die Männer außerhalb dem Hause bey dem Flimmern einiger Feuer, die ihnen statt der Fackeln dienen, einander so herrlich mit Ruthenhieben begrüßen. Man sieht hieraus, wie sehr die Tapferkeit unter dieser Nation verehrt wird. Inzwischen bezeigen sie sich doch gegen ihre Feinde, wenigstens gegen die Christen, äußerst feig, wovon ich hier nur ein Beyspiel beybringen will.

In demselben Dorfe Abary wohnte ein indianischer Hauptmann, von den Christen gewöhnlich Kakkebaretje genannt. Im Jahre 1665 ereignete es sich, daß während unseres Krieges mit England einige Seeräuber ohne Schwertschlag den Fluß Ysekepe einnahmen. Dieses gute Glück reizte sie auch zu einem Versuche auf Rio de Berbice, wo sie dieselbe Feigherzigkeit anzutreffen dachten. Die Nachricht davon kam aber ziemlich bald an das Fort, und man rüstete sich daher sogleich zur Gegenwehr. Indessen waren einige Indianer daselbst angekommen, um ihre Waaren zu verhandeln. Die Engländer zeigten sich auf dem Flusse mit einer Barke von acht bis zehn Kanonen, und schossen durch das Dach des Forts hin. Dieses Donnern nun konnten die Indianer nicht in ihren Ohren ertragen; sie wußten nicht, wo sie sich vor Angst verbergen sollten, und krochen in das Gebüsch, oder sonst wohin, wo sie sich sicher glaubten. Die Christen, die von ihrer Seite auch tapfer feuerten, suchten sie zurückzuhalten; allein es war vergebens. Zum Unglück befand sich auch der Hauptmann Kakkebaretje da, der,

um gleichsam noch einigen Muth zu zeigen, bey den Christen in dem Fort blieb. Doch in seinem Herzen sah es ganz anders aus, und bald hatte sich die Furcht seiner so bemeistert, daß er nicht mehr wußte, wo er sich verstecken sollte; in dieser Angst kroch er in einen leeren Zuckerkessel, den er nicht wenig verunreinigte. Der Angriff hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, als die Engländer wichen. Nun fiel es einigen von uns ein, den Hauptmann Kakkebaretje aufzusuchen, und endlich fanden sie ihn, noch zitternd an allen Gliedern, in jener Positur in dem Zuckerkessel sitzen. Ueber diesen Vorfall entstand ein großes Gelächter, und es war keiner, der nicht diesen tapfern Kriegshelden besichtigte. So feige er sich indeß betragen hatte, so war er kaum zu seinen Leuten gekommen, als er ihnen mit großem Pochen und Prahlen erzählte, wie muthig er mit den Christen gegen die Engländer gefochten habe, und daß man es größtentheils ihm zu verdanken habe, daß das Fort nicht von den Feinden wäre eingenommen worden; zugleich verwieß er ihnen sehr, daß sie so weibisch davon gelaufen wären, und nicht Muth genug gehabt

hätten, das Donnern der Kanonen anzuhören; u. s. w.

Doch ich kehre wieder zu dem Trauerhaus zurück. Nachdem ich das Schlagen mit den Ruthen und andern Possen, die dort vorgiengen, eine Zeitlang angesehen hatte, kehrte ich des Nachts ungefähr um halb zwölf Uhr wieder nach der Pflanzstadt zurück, ohne daß ich meine tapferen Indianer mitkriegen konnte, die der Ceremonie bis zu Ende beywohnen wollten. Mit Gewalt kann man diese Leute nicht zwingen. Sie werden zwar von den Christen angenommen, um mit ihnen zu reisen, ihr Gepäck fortzubringen, und bey Tag und Nacht sie zu führen; aber dafür werden sie bey der Rückkunft bezahlt, und sie dürfen keineswegs als Sclaven behandelt werden. Des Morgens gegen acht Uhr kamen meine Indianer wieder zurück, so zerschlagen, daß man zwischen den Knieen und Knöcheln keinen Finger legen konnte, wo sich nicht blutige Striemen zeigten. Es wäre noch Zeit genug gewesen, um uns auf die Reise zu begeben, allein da die Indianer betrunken waren, und nicht geschlafen hatten, so mußte ich diesen Tag liegen

blei-

bleiben. Bey Tische fragte mich die Jungfer von der Pflanzstädte, ob ich wohl etwas Proviant mit mir genommen hätte, indem ich unter den Indianern nicht viel finden würde. Ich sagte, daß ich mich einigermaßen versorgt hätte, und, wenn es sehr schlimm gienge, einen oder drey Tage mich behelfen könne. Sie ließ mir dann ein Dutzend Truthühnereyer hart sieden, und legte ein Stück Fleisch und eine Keule von einem Huhne dabey. Ich stellte mir vor, daß die indianischen Dörfer eben so wären, wie unsre holländischen, und daß man alle zwey oder drey Stunden eines antreffen würde; allein diese Meynung betrog mich sehr. Den folgenden Tag begaben wir uns auf den Weg; aber kaum hatten wir die Pflanzstadt aus dem Gesichte verloren, so befanden wir uns an einem Moraste, der wenigstens dreyßig Ruthen breit, und ziemlich tief war. Das Gepäcke wurde voraus geschickt, und nachher wurde ich von den Indianern hinübergetragen. Gegen Mittag kamen wir an einen Wald, und nachdem wir eine gute Strecke darinn zurückgelegt hatten, wurde abgepackt, und eine Stelle gewählt, um etwas aus-

zuruhen und zu speisen. Ich schloß den Korb auf, und machte mich mit gutem Appetit an die Eyer, indeß die Indianer sich mit schlechterer Kost behalfen. Nach Verlauf einer guten Stunde zogen wir wieder fort, und kamen gegen vier Uhr an ein Dorf, Alten Amen genannt. Ich sah mich sogleich nach einem Abendessen um, weil ich meinen Mundvorrath sparen wollte; allein ich konnte nichts finden, das mir behagte. Hier sah ich nun, wie sorgfältig die Jungfer von der Pflanzstadt gewesen war; und was sie mir für einen großen Dienst durch den Korb erwiesen hatte, der nun gegen Abend, da ich guten Hunger hatte, wieder tüchtig herhalten mußte. Nach dem Essen begab ich mich in meine Hangmatte, allein, das Geheul der Kinder, und die Prahlerey der Indianer, von denen jeder sich rühmte, im Aushalten der Ruthenhiebe zu Abary, alle andere an Tapferkeit übertroffen zu haben, ließ mich lange nicht einschlafen; jedoch wußte ich mich des Morgens meines Schadens zu erholen. Als ich aufgestanden war, kam die Frau vom Hause mit einem **Wyda** (*) dicken

(*) Ein ausgehöhlter Kürbis von der Crescentia cujete, **Calabaßenbaum.**

dicken Payewar, einem Körbchen mit Brod, und dem Pfeffertopfe, um uns ein Frühstück zu reichen. Dafür, so wie auch für das Nachtlager, machte ich ihr, als wir wieder wegzogen, ein Geschenk mit einem Büschelchen Corallen von vierzehn bis sechszehn Strängen, welches sie mit großer Freude und Dankbarkeit annahm. Ich würde ihr wohl auch sonst etwas gegeben haben; aber da sie nichts hatte, was mir behagte, schloß ich meinen Pagaal, (*) und wünschte ihr wohl zu leben.

Dieses Dorf Alten Amen liegt an einem anmuthigen Orte, in einem Gebüsche, und hat sechszehn oder achtzehn Häuser, welche so gebauet sind, daß man durch Alleen von einem zu dem andern gehen kann. Einige davon werden durch vier ja fünf und sechs Familien bewohnt. Das Haus, in welchem wir des Nachts geschlafen hatten, war eines von denjenigen, worinn sich die Indianer bey feindlichen Ueberfällen vertheidigen; wie denn zu meiner Zeit auf verschiedenen Dörfern dergleichen Feindseligkeiten vorfielen.

(*) Eine Art Korb. — S. unten Kap. VIII.

len. Es hatte die Länge von 120 bis 130 Fuß, und die Breite von 30 bis 40, und war rings- um mit Pallisaden besezt, die so dick sind, als eine gewöhnliche Sparre, und in bestimmter Entfernung Oeffnungen haben, um dadurch zu schießen. Hiezu gebrauchen sie Pfeil und Bo- gen; alle andere Vertheidigungsarten sind ih- nen unbekannt. Ich sah auch nicht das gering- ste in dem Hause, als einige Bogen und Pfeile. Diese Häuser, die von den sämmtlichen Einwoh- nern der Dörfer unterhalten werden, sind mit ungemein großen Blättern bedeckt, die unten fest geheftet, parteienweise in einander gerollt, dann hinaufgeführt, und mit Bändern, die man statt der Stricke gebraucht, auf eine solche Art befe- stigt werden, daß man bey Feuersgefahr das ganze Dach in der Geschwindigkeit losschneiden kann. — Die Indianer eines und ebendesselben Dorfes leben übrigens sehr friedsam miteinan- der. Es kann auch nicht leicht Uneinigkeit ent- stehen; denn jeder jagt, fischt und schießt, was ihm gefällt. Kein Land oder Wald ist verbo- ten, kein Wasser verpachtet u. s. w Inzwischen können Reisende doch nichts bekommen; denn

der

der Indianer sorgt meistens nur für das gegenwärtige Bedürfniß, ohne sich viel um die Zukunft zu bekümmern.

So wie wir das Frühstück zu uns genommen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, und marschirten durch Wald und Feld und Busch. Gegen 1 Uhr Nachmittags kamen wir an ein Dorf, das aus einem einzigen Hause bestand, in welchem kein Mensch zu sehen war. Die Indianer nennen es indeß doch ein Dorf, weil es vormals von einigen Leuten bewohnt war. Sie gehen auch hin, um Brod zu pflücken, und herbergen dann in diesem Hause. Wir blieben eine gute Stunde daselbst, um zu essen, und uns auszuruhen; und kamen gegen Abend, nachdem wir einen Weg von vier Stunden zurückgelegt hatten, wieder an ein Dorf, dessen Namen ich vergessen habe. Hier nahmen wir unser Quartier bey einem Hauptmanne, Namens Tomenak; denn die Indianer haben so viel Hochachtung für die Christen, daß sie ihnen sogleich einen Theil ihres Hauses einräumen. Die Müdigkeit benahm mir die Lust zum Essen; die Indianer

hingegen, ungeachtet sie so schwer beladen, und an den Beinen so jämmerlich zerhauen waren, schienen nichts davon zu wissen. Ich gab sogleich Befehl, das gewöhnliche Feuer neben der Hangmatte anzumachen, und legte mich zur Ruhe. Doch, da ich den Abend nichts gegessen hatte, weckte mich der Hunger um Mitternacht wieder auf. Ich setzte mich zum Feuer, verzehrte alles, was ich noch von Speise und Trank übrig hatte, und begab mich dann wieder nach meiner Schlafstelle. Des Morgens wurde uns durch die Frau wieder das Frühstück gebracht, das in dem gewöhnlichen indianischen Tractament bestand, nähmlich einer Wyda mit Payewar, so dick von gekäuetem Brod als Brey, einem Körbchen mit Brod, und dem Pfeffertopfe, um das Brod darinn anzufeuchten. Nun waren wir noch ungefähr drey gute Stunden von dem Flusse Cannerary, der der westindischen Kompagnie von Seeland gehört. Hier hatten wir fünfzehn bis sechszehn Mann liegen, um die Farbe, die Oriane genannt wird, von den Indianern einzuhandeln. Wir begaben uns dann wieder auf den Weg, der uns be-

ständig durch hohes und niedriges Gebüsch bis an das Wasser führte, wo wir ein großes Horn fanden. Auf den Laut desselben, der von unsern Leuten gehört werden konnte, wurden wir mit einem Fahrzeuge abgeholt. Das Haus, worauf diese Leute wohnten, war aus einem gewissen Holze, Mannekole (*) genannt, das sehr faserícht ist, und sich gut spalten läßt, erbauet. Dieses Holz wird, weil es sehr bequem zu verarbeiten ist, von den Christen am meisten gebraucht. Der Vorrathskorb war nun ledig, und hier fand ich keinen Bissen zu essen. Wir sahen daher einander traurig an, und mußten uns, einer wie der andere, hungrig niederlegen, bis den andern Tag der Befehlshaber des Hauses nach den Indianern gieng, und etwas Speise und Trank bestellte, die sie ihm, da er bereits fünfzehn bis sechszehn Jahre unter ihnen gewohnt hatte, nicht versagen konnte. Hier hatte er noch das Glück, einen Hasen (**) zu bekommen, die an delicatem Geschmack das

(*) Manikole, eine Art Palme. — S. *Hartsink's* Beschreibung von Guiana Vol. I. pag. 68.

(**) S. unten Kap. XV.

beste holländische Kalbfleisch übertreffen. Inzwischen wurden auch Fische gebracht, die einige gefangen hatten, und die Indianer kamen mit Brod, und einem Commodyen oder großen Topf mit Getränk, Pernou genannt, an. Bald darauf machten wir uns mit begierigen Zähnen über das Essen her, und brachten den ganzen Tag, mit aller Lustbarkeit, die uns der Pernou gegeben hatte, zu. Den folgenden Tag wollte ich meine Reise weiter nach Ysekepe fortsetzen; gegen Abend aber kam ein Bote, der über Land nach Berbice abgefertigt war, um die Nachricht zu bringen, daß der Pflanzer von Canje mit der Barke seines Arrestes entlassen wäre, die Ladung aber noch unter dem Kommandanten von Ysekepe läge. Ich gab daher meinen Indianern Befehl, daß sie sich des andern Tages bereit halten sollten, mich wieder nach Berbice zu begleiten. Diesen Tag hatten wir uns, weil Jagen und Fischen sehr wenig aufgebracht hatte, äußerst knapp behelfen müssen. Des andern Tages, als wir abreisen wollten, und die Dienstfertigkeit der Indianer uns mit einigen Lebensmitteln versorgt hatte, brachte mir

eine

eine indianische Frau noch ein Fischchen, das eben so wie ein Bley aussah, ungefähr vier Zoll lang, und nach Landes Brauch gebraten war, mit einem Stückchen Brod dazu. Ich hätte sie aus Dankbarkeit wohl küssen mögen, und nie hat mir ein ganzer Kabliau in meinem Vaterlande so viel Vergnügen gemacht, als dieser kleine Fisch. Gegen Mittag traten wir sämmtlich in den Coriaar. Dieß sind kleine aus einem Baume gemachte Fahrzeuge, die gemeiniglich 16 bis 17 Fuß lang und 3 Fuß breit sind. Man sieht auch wohl größere; doch selten. Dieses Boot brachte uns bis an das Dorf, wo der Hauptmann Tomenak wohnte, in dessen Hause wir wieder einkehrten. Ich hatte guten Appetit, und suchte alles durch; fand aber nichts, als einige Hühner. Einem von diesen, das ich mit einem Messer bezahlte, schnitt ich sogleich den Hals ab, rupfte und kochte es, und verzehrte es mit etwas Pfeffer.

Dieses Dorf ist nicht minder reizend, als Alten Amen. Man kann kaum glauben, daß alles so durch die Natur angelegt ist. So wie

man von einem Hause nach dem andern geht, hat man die schönsten Aussichten, so perspectivisch, als nur immer die Kunst der Menschen sie ordnen könnte. Die Häuser stehen auf einem sandichten Grunde, und dicht dabey sind Gebüsche, die durchaus einen leimichten Boden haben. Ich zählte siebenzehn Häuser, große und kleine. Auch war, eben so wie zu Alten Amen, ein Kriegshaus da; es war aber verfallen, weil in der Nähe umher Christen wohnen, auf deren Fürsorge und Tapferkeit sich die Indianer verlassen. Sie sind überhaupt von Natur ganz und gar nicht sorgsam und thätig, und daher kommt es auch, daß man sich so knapp behelfen muß, da man sonst im Ueberflusse leben könnte; denn das Land ist fruchtbar genug, und würde, wenn man die gehörige Mühe anwenden wollte, alle Bedürfnisse reichlich hervorbringen. Aber ein Indianer pflanzt um sein Haus nichts als einen Baumwollenbaum, auf dem Oriane wächst, weil die Frauen immer etwas von dieser Farbe in ihrem Pagal oder Körbchen haben müssen, um ihre Wangen damit zu schminken. Um andere Nothwendigkeiten, von denen sie größern Nutzen

haben

haben könnten, sind sie nicht gewohnt sich zu bekümmern.

Des Morgens, so bald nur der Tag anbrach, waren wir bereits bey dem Frühstück, und eine Stunde nachher setzten wir unsere Reise weiter fort. Den ersten Rastplatz machten wir bey dem leeren Hause, von dem ich vorher gesprochen habe, wo wir uns ungefähr eine halbe Stunde aufhielten. Des Nachmittags um drey Uhr befanden wir uns in einem Walde, der von Ferne eben so anmuthig aussah, als wir ihn in der Nähe fanden. Hier ruheten wir wieder bey einem kleinen Bache etwas aus, und eine halbe Stunde vor Abends kamen wir nach Alten Amen. Hier gelang es mir wieder ein Huhn zu bekommen, das zwar nicht auf das beste zugerichtet war, aber mit desto größerm Appetite verzehrt wurde. Gern hätte ich auch ein oder zwey Stücke für meine Leute gehabt, und wohl doppelt dafür bezahlt; aber die Indianer, und vornehmlich die Weiber, thun mit ihren Hühnern so rar, daß sie manchmal auch für den sechsfachen Werth solche nicht hergeben wollen; und

die Christen dürfen überhaupt keine allzugroße Ansprüche auf ihre Gefälligkeit machen. Unter sich selbst im Gegentheile haben sie alles im Ueberfluß; und bleibt ein fremder Indianer einen oder zwey Monate in eines andern Hause liegen, so wird solches gar nicht geachtet.

Den andern Morgen, nachdem wir unser gewöhnliches Frühstück eingenommen, und mit Corallenbüschelchen bezahlt hatten, gienz die Reise wieder weiter, und zwar, weil wir, so zu sagen, schon die Krippe witterten, mit solcher Leichtigkeit, daß wir uns schon des Nachmittags um zwey Uhr auf der Pflanzstadt den Berg befanden. Hier thaten wir uns, um die Mühseligkeiten der Reise zu vergessen, wieder etwas zu gute, und dann trat ich mit meinen Indianern in ein Fahrzeug, und fuhr nach dem Fort, wo ich gegen Abend ankam.

VI. Kapitel.

Der Verfasser bekömmt Befehl, zum zweytenmale nach Ysekepe zu gehen. — Macht sich zur Reise fertig. — Neue Art, Fische zu braten. — Ankunft bey dem Hause in Tamerary, und Abreise von daselbst. — Gestalt der Wurzel- oder Austerbäume. — Ankunft in dem Fluß von Ysekepe, und Beschreibung desselben. — Ankunft auf dem Fort von Ysekepe, und vortrefliche Aufnahme daselbst. — Beschreibung desselben. — Gasterey auf einer Pflanzstadt. — Rückreise nach dem Fort von Berbice.

Nachdem ich diese mühselige Reise zurückgelegt hatte, wurde ich auf das freundschaftlichste von dem Oberhaupte empfangen; dachte aber nichts weniger, als sie noch einmal zu machen; und doch war dieß nothwendig, weil man gar keinen andern Weg sah, die Ladung wieder zu bekommen. Ich bekam daher Befehl, Briefe an die Herren Räthe abzufertigen, und sie zu ersuchen, sich des andern Tages auf dem Fort einzufinden, um zu überlegen, durch welche Mittel die Sache in das rechte Geleis zu bringen wäre. So wie sie nun zur bestimmten Zeit gegenwärtig waren, wurde dieß Geschäft vorgenommen. Der Kommandant von Canje, der durch seine Unvorsich-

tigkeit den Karren in den Sumpf geschoben hatte, war auch zugegen; und da er noch mit einer Halsstarrigkeit die Sache zu vertheidigen suchte, wurde ihm von den Herren Räthen zu Gemüthe geführt, daß sie lange Jahre vor ihm im Lande gewesen wären; daß es seine Schuldigkeit gewesen wäre, auch ihnen umständliche Nachricht zu geben; und daß sie aus ganz guten Gründen sich nicht würden dazu verstanden haben. Indessen wurde doch, in der Hoffnung, durch einen geschickten Mann die Sache wieder gut zu machen, der Streit beygelegt; und da ich schon einmal da gewesen war, so wurde ich einmüthig ernannt, mich auch das zweytemal hin zu begeben. Ich hatte nicht viel dagegen einzuwenden, außer daß ich besser verproviantirt werden müßte, weil unterwegs bey den Indianern nichts zu finden wäre. Man sagte mir darauf, daß ich mich mit allem, was ich zu der Reise nöthig hätte, ohne Umstände versorgen sollte. Aber wahrhaftig, wer in unserm Vaterlande sich so zu einer Reise anschicken sollte, würde sehr unzufrieden seyn; doch es war nun einmal nicht anders. Ich hatte nur zwey Tage Zeit, um alles in Ordnung zu bringen;

war aber doch, da die Zurüstung nicht sehr weitläuftig war, bald genug fertig. Indessen hatte mir unser Prediger, dem ich meine bevorstehende Reise erzählte, zu verstehen gegeben, daß er wohl wünschte, mit von der Partie zu seyn; daß er aber, da es sich nicht recht für ihn schicke, sich dazu anzubieten, keine Gelegenheit sähe, seine Neugierde zu befriedigen. Ich war über diesen Vorschlag sehr erfreut, und sagte ihm, daß ich es wohl einrichten wollte, daß er gebeten würde; und nach dieser Abrede verfügte ich mich wieder nach dem Fort, und legte mich in meine Hangmatte. Einen Augenblick nachher kommt das Oberhaupt, und fragt mich, ob ich schliefe. Ich antwortete, daß mir die Gedanken an meine vorzunehmende Reise dieses nicht erlaubten. Es soll schon gut gehen, sagte der Kommandant; machen Sie sich nur fertig; und schlägt ja alles fehl: so sind nur ungefähr 600 Gulden verlohren. Auch zweifle ich nicht, es ganz gut verantworten zu können, da die Patronen selbst Wissenschaft davon gehabt haben. Wollen uns mit einem guten Trunk die Besorgnisse vom Herzen spülen. Während wir zusammen tranken, sagte

ich:

ich: mir fällt etwas ein, was sicherlich Euer Edeln Beyfall hat. Der Prediger ist ein geschickter kluger Mann; wenn er die Reise mit wagen wollte, so dürfte man gewiß auf einen guten Ausgang hoffen. — Es würde, meinte er, schwer halten, daß er sich dazu verstünde. — Ich sagte, ich wolle ihm den Puls fühlen, und wenn ich mit ihm hinauf käme, so könne er seiner Einwilligung versichert seyn. Nachdem die Sache so eingeleitet war, kam ich mit dem Prediger hinauf, und er wurde aufs freundschaftlichste von dem Kommandanten empfangen, und machte sich alsdann fertig, den andern Tag, als an einem Montage, mit mir die Reise anzutreten. Unser Vorrath bestand in rohem geräucherten Speck, hart gekochten Eyern, und einer tüchtigen Flasche Brantewein. Unterdessen ersuchten den Kommandanten noch drey Christen, daß sie, um die Gesandtschaft ansehnlicher zu machen, mitreisen dürften. Dieses wurde ihnen au mit meiner Bewilligung zugestanden; doch unter der Bedingung, daß sie selbst für Indianer sorgen müßten, die ihr Gepäcke trügen. Mit der Fluth wurde unsere Bagage nebst zehen Indianern

dianern eingeschifft, und wir selbst wurden darauf, nachdem wir von dem Oberhaupt Abschied genommen hatten, nach der Pflanzstadt den Berg geführt. Hier vertheilten die Indianer die Güter, die sie tragen sollten, unter einander. Weil mir indessen beyfiel, daß wir bey unsern Leuten auf dem Hause zu Tamerary nicht viel zu essen finden würden, hielt ich es für rathsam, zwey Indianer voraus zu schicken, durch welche ich meine Ankunft wissen, und zugleich bestellen ließ, daß sie gegen den Donnerstag ein Canot mit einem Zelte, unter welchem zwey bis drey Personen sitzen könnten, bereit halten, und mir zwölf bis vierzehn Schiffer anschaffen sollten. Die Indianer machten sich sogleich mit Anbruch des Tages auf den Weg, und einige Stunden nach ihnen nahmen auch wir von unsern Freunden Abschied, und traten unsere Reise in Gesellschaft eines sechsten Mannes an, der ein Schwager des Predigers war, und auf der Pflanzstädte den Berg wohnte.

Gegen Mittag hielten wir in dem Walde bey einem schönen Sumpfe, von dem ich oben ge-

sprochen

sprochen habe, stille. Wir sahen wie eine kleine Caravane aus, die durch die Wüste reiset. Ich ließ jedem Christen zwey Eyer und einen tüchtigen Schluck Brantewein reichen. Die Indianer hatten zwey Körbe mit Brod, wozu ich ihnen Salz geben ließ, und ihren Durst löschten sie mit Wasser aus dem Sumpfe. Nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten, ließen mich die Indianer ungefähr zwey Stunden dießseits Alten Amen durch den Dollmetscher um Erlaubniß bitten, etwas stille zu halten, nicht, weil sie müde wären, sondern weil sie glaubten, einige Fische fangen zu können. Ich fragte den Dollmetscher, ob sie von Sinnen wären, daß sie an einem Orte, wo man mit mehrerem Rechte vierfüßige Thiere erwarten könnte, Fische fangen wollten; denn es war eine kaum übersehbare flache Ebene, Und wenn sie auch Fische bekämen, so konnte ich doch nicht begreifen, womit man Feuer machen wollte, da ich ganz und gar keine Brennmaterialien sehen konnte. Mein Dollmetscher sagte mir, daß ich deßwegen gar keine Sorge tragen sollte; wenn wir erst Fische hätten, wollten wir auch Feuer bekommen. Der

Prediger und ich setzten uns in das Gras nieder, und warteten mit Ungeduld, was die Indianer ausrichten würden. Kaum war eine kleine Stunde vergangen, so kamen diese mit einem artigen Gericht einer gewissen Art Fische zurück, die von ihnen **Louwkiddy** genannt werden, und die eben so aussehen, wie unsere Quappen; (*) hätten wir sie mit Sauce zubereiten können, so würden sie auch, wie ich bey dem Essen fand, denselben Geschmack gehabt haben. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß dieß vollkommen derselbe Fisch ist. Man hat auch eine Art Fische, die unsern Barsen gleichen; allein ihr Geschmack ist etwas verschieden, und sie sind so grätig, daß sie kaum können gegessen werden. — Doch wir kehren wieder zu unsern Indianern zurück. Als die gedachten Fische, die in einem kleinen Wässerchen gefangen wurden, und das wir nachher in Augenschein nahmen, rein gemacht waren, schlug ein Indianer an einer baumwollenen Lunte Feuer an. Die andern holten unterdessen Gras, und steckten es durchs Blasen in Brand. Dieses warfen sie in das andere Gras, das sogleich schnell

(*) Holländ. Puitaal, ist Gadus lota.

schnell fortbrannte; und so brachten sie die Fische zum Feuer, bis sie zum Essen weich waren. Der Prediger und ich kosteten solche, und fanden sie tauglich; doch waren sie uns, auf diese Art zurecht gemacht, nicht gut genug, um den Hunger damit zu stillen, der dießmal eben nicht stark war. Wir überließen sie daher den Indianern, die sie mit außerordentlichem Appetite verzehrten. Dann nahm jeder seine Tracht auf die Schultern, und marschirte weiter fort, bis wir an das Dorf Alten Amen kamen, wo wir zu übernachten gedachten. Wir herbergten wieder in dem Kriegshause, wo für hundert bis zweyhundert Menschen Platz war. Hier wurde mir zuerst gesagt, daß ich Zieken, von den Indianern Mebyky (*) genannt, in den Füßen habe. Ich glaubte dieß nicht, weil ich immer meine Strümpfe anbehalten hatte, wodurch ich diesem Schmerzen ganz sicher zu entgehen dachte. Inzwischen fand ich nachher, daß dasjenige, was ich, ohne meine Füße untersuchen zu lassen, für Müdigkeit gehalten hatte, allerdings der schmerzliche Zufall wäre, wovor man mich gewarnet hatte,

(*) S. unten Kap. XVI.

hatte, und von dem ich nachher ausführlicher sprechen will. Des Morgens wurde uns der Pfeffertopf, nebst einem Körbchen mit Brod, und Payewar zum Trinken gebracht; und so wie dieß mit einer Kleinigkeit von Corallen bezahlt war, machten wir uns wieder auf den Weg. Gegen eilf Uhr hielten wir in einem Walde bey einem Teiche still, wo wir unsern Vorrath von Eyern beynahe ganz aufzehrten. Mittlerweile wurde der Speck, wovon wir noch nicht das mindeste genossen hatten, vermißt; und einer von unsern Leuten sagte uns, es wären des Nachts zwey oder drey Hunde da gewesen, die er hätte fressen sehen, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, daß dieß unser Speck sey. Hier sahen wir einander betrübt an, weil der Verlust gar nicht zu ersetzen war. Es kam uns sehr hart an, noch einen so großen Weg blos mit trocknem Brode und Salz machen zu müssen. Doch es war geschehen, und konnte nicht geändert werden; der Proviantbediente hätte besser auf den Korb Acht haben sollen. Wir faßten wieder Muth, und giengen fort bis an das einzeln stehende Haus, wo wir nochmal Halt mach-

ten; und gegen Abend kamen wir an das Dorf — dem wir den Namen Nahbey gegeben hatten — wo der Kapitain Tomenak wohnte. Hier hielten wir unsere Nachtruhe; und sobald wir das Frühstück genossen und bezahlt hatten, giengen wir wieder fort; ehe wir aber an eine Anfurth kamen, schlug der Prediger vor, wir möchten den übrigen Vorrath aufessen, um die Indianer zu erleichtern; denn es wäre begreiflich, daß wir sechse es besser im Leibe würden tragen können, als sie auf den Schultern.

Es wurde also Halt gemacht, und der Rest unseres Essens und Trinkens verzehrt; worauf wir mit frischem Muthe wieder fortmarschirten, und des Vormittags gegen eilf Uhr an die Anfurth, und darauf an das Haus in Tamerary kamen. Hier fand ich alles, so wie ich es durch meine vorausgeschickten Indianer bestellt hatte, und befahl sogleich, das Gepäcke nebst einer Quantität Wasser (mit Brod und Salz waren wir noch hinlänglich versehen) nach dem Canot zu bringen. Unterdessen warteten wir die Ebbe ab, und ich schickte einen Indianer nach dem Fort Berbice mit einem Briefe fort, in welchem ich

ich das Unglück meldete, in das uns die Hunde, in Ansehung unseres Speckes, versetzt hätten; und den Kommandanten ersuchte, uns, in Rücksicht unseres dürftigen Zustandes, eine Flasche Brantewein, und zwey bis drey Stücke Speck nach Tomenak's Hause zu schicken, damit wir bey unserer Zurückkunft etwas zu leben hätten. Nachdem dieß alles bestellt war, ließ ich durch eine indianische Frau meine Füße waschen, um zu sehen, ob ich mir etwa Dornen eingetreten hätte. Sie fand sieben Stück Zieken oder Mebyky darinn, wovon wir nachher noch sprechen wollen. (*) Des Nachmittags um drey Uhr traten wir unsere Reise wieder an, und fuhren mit der Ebbe den Fluß hinab. Dieser Fluß Tamerary ist sehr angenehm, ungefähr eben so breit, als der Fluß Berbice, und hat an beyden Seiten hohe Bäume, aber wenige Savaanen oder Weideplätze. Des Abends gegen acht Uhr kamen wir an eine Anfurth, wo wir ans Land traten, um, während die Fluth gieng, unsere Nachtruhe zu halten. Die Indianer hackten sogleich Holz, und machten Feuer an, wie

(*) S. unten Kap. XVI.

dort zu Lande gebräuchlich ist. Des Morgens vor Tag giengen wir wieder fort, und befanden uns gegen Abend unfern der See. Hier mußten wir ungefähr eine halbe Stunde von der Mündung des Flusses landen, um den andern Tag mit der Ebbe längst der See hinzufahren. Die größte Schwierigkeit war aber an das Land zu kommen; denn man mußte über eine gewisse Art Bäume, Tausendfuß (*) genannt, hinklimmen. Diese Bäume wachsen an dem Rande des Wassers, ungefähr fünf oder sechs Ruthen von dem festen Lande; schießen anderthalb oder zwey Klafter lange Aeste aus, und fassen dann wieder im Boden Wurzel, so daß sie wie eine lange Reihe von Bogen aussehen. Ueber diese muß man nun mit vieler Gefahr hinklettern; denn da sie von Schlamm und Morast ganz glatt sind, so weiß man kaum, wo man sich fest halten soll. Indessen thut auch hier die Gewohnheit sehr viel; die Indianer wissen bey Nacht bequemer über hin zu klettern, als die Christen bey Tage. Wir krochen inzwischen doch alle ohne Unglück hinüber;

(*) Rhizophora *mangle*. Wurzelbaum, Austerbaum.

über; und, nachdem wir eine sparsame Mahlzeit gehalten hatten, sagte mir mein Dollmetscher, daß er ein wenig mit der Angel fischen wolle. Dieß kam mir, da es sehr dunkel war, seltsam vor; und ich bildete mir ein, daß er, wegen der Glätte der Bäume, wahrscheinlich den andern Indianern Gelegenheit geben würde, ihn zu fangen. Allein, nach Verlauf einer halben Stunde kam er wieder mit einem Fische zurück, der von der Größe eines gewöhnlichen Cabliau war, und von den Indianern Loulouw (*) genannt wird. Wir hatten den Dollmetscher bereits vergessen, und uns schlafen gelegt; so wie wir aber von seinem guten Fange hörten, sprang jeder aus der Hangmatte heraus, und es hatte beynahe das Ansehen, als ob man den Fisch lebendig verschlingen wollte. Man nahm sich auch kaum die Zeit, ihn zu kochen, und nach einer Stunde sah man nichts mehr als Gräten davon. Den andern Tag Morgens fuhren wir mit der Ebbe wieder fort, und hielten uns be-

(*) Laulau, oder amerikanischer Cabeljau. — S. *Hartsink's* Beschreibung von Guiana Vol. I. pag. 121.

ständig in einer Höhe von zwey bis drey Fuß Wasser, weil wir uns nicht tiefer in die See wagen durften. Kaum waren wir den halben Weg gekommen, als die Indianer sagten, daß sie Fahrzeuge sähen. Dieß setzte uns alle in großen Schrecken, weil wir uns vorstellten, daß es leicht Caraiben seyn könnten, die Todfeinde der Arrewakken oder der unsrigen sind, die sich in diesem Falle sicherlich mit der Flucht gerettet, und uns verlassen hätten. Wir sprachen ihnen daher Muth ein, und ließen ihnen durch den Dollmetscher sagen, daß wir für sie fechten würden. Aber es war unser Glück, daß es nicht dazu kam; denn sie lassen sich zwar mit diesen Worten etwas zufrieden stellen; wenn aber Noth an Mann geht, thun sie doch was sie wollen. Die Furcht vor der Grausamkeit, mit der sie die Ueberwundenen behandeln, macht, daß sie, wenn es nur immer möglich ist, die Flucht wählen; und in der That ist ihr Verfahren auch schrecklich, wovon wir den Leser in der Folge, wenn wir von ihren Kriegen handeln, überzeugen werden. Indessen fuhren wir sehr langsam fort, und nachdem wir etwas näher ge-

kommen

kommen waren, riefen unsere Indianer, daß sie Christen sähen; wodurch im Augenblick alle Angst und Bekümmerniß verschwand. Wir zählten vier Canot, und in denselben einige Christen und Indianer, wovon die letzten beschäftigt waren Fische zu fangen, welches mit Pfeil und Bogen geschieht. Sie waren von Ysekepe, und verkauften mir am Werth von 5 bis 6 Stüber ein gutes Gerichte Querenam,(*) welches ein leckerer Fisch ist. Unsere Bokjes eilten, um in den Fluß von Ysekepe zu kommen, und den Topf zu Feuer zu bringen; denn die armen Leute hatten seit dem Donnerstag, und es war nun bereits Sonnabend, nicht viel gehabt. Endlich kamen wir in die Mündung des gedachten Flusses, wo wir uns, während die Ebbe noch gieng, ans Land setzen ließen. Sogleich wurde hier Feuer gemacht, die Fische zerschnitten, und nach dortigem Brauch mit Atty oder Pfeffer gekocht. Jeder sättigte sich nun vollkommen, und dann giengen wir mit der Fluth wieder fort, bis Abends spät, da wir uns nach einer bequemen Anfurth umsahen. Dieser

(*) Querman. — S. *Hartsink's* Beschr. von Guiana Vol. I. p. 118.

Dieser Fluß von Ysekepe ist bey seiner Mündung ungefähr drey Meilen breit, aber gar nicht verhältnißmäßig tief; denn an den tiefesten Stellen hat er bey der Fluth nicht über zehn oder eilf Fuß Wasser. In der Mündung finden sich sehr viele Sandbänke, und auch drey Inseln, die mit Bäumen bewachsen sind; dergleichen sahen wir auch in großer Menge in dem Flusse durchgehends mit Bäumen überdeckt. Das Landen ist hier bequemer, als ich es irgend gefunden habe, da man von Anfang an Sandgrund hat; so ich nirgends in einem Flusse angetroffen habe. Inzwischen ist doch an dem festen Lande laimichter Boden, so wie bey andern Flüssen. Er bleibt beständig breit, und ist wegen der Bäume auf den genannten Inseln und dem Gebüsche, das eine sehr schöne Aussicht gewährt, äußerst angenehm. Das Fort liegt ungefähr zwölf Stunden von der See auf einer Insel; über welcher man bald die Ecke des Waldes, Steinklippen, und eine größere Tiefe findet. — Und dieß wäre, was diesen Fluß betrift, das merkwürdigste.

Des Morgens mit Anbruch des Tages fuhren wir mit der Fluth wieder ab, und kamen endlich an das Fort, wo man schon stand, und nach uns umsah, da man wegen des Zeltes, das wir auf unserm Fahrzeug hatten, uns sogleich als eine Gesandtschaft erwarten mußte. Wir ließen uns an einer bequemen Stelle ans Land setzen. Der Kommandant, Henrich Hol genannt, kam mir und den Prediger mit dem Degen in der Hand entgegen, um uns zu bewillkommen, und führte uns durch eine doppelte Reihe Soldaten hin, die unterdessen feuerten. Oben wurden wir von dem Secretär empfangen, und dann noch drey Schüsse mit leichten Kanonen gethan. Diese Ehrenbezeugungen setzten uns in der That ganz außer uns, und wir stellten uns vor, europäische Fürsten zu seyn, die irgendwo einen öffentlichen Einzug hielten. Darauf wurden wir nach dem Zimmer des Kommandanten gebracht, wo ich sogleich meinen Auftrag eröffnen wollte; jedoch er ersuchte mich freundschaftlich, noch einen oder vier Tage zu warten, und mich erst etwas auszuruhen. Mein anderes Gefolge von Christen blieb unter den Soldaten zur Herberge.

Inzwischen wurden starke Getränke heruntergeholt, und dem Kommandanten ein Faß Wein verehrt, um uns damit zu bewirthen. Abends wurden wir mit fünf Schüsseln Gebratenes und Gesottenes tractirt, wobey wir uns ziemlich etwas zu Gute thaten; darauf legten wir uns mit vollem Bauche zu Bette, und schliefen bis Morgens neun Uhr, da meine Indianer kamen, und mich um Erlaubniß baten, einige Tage nach ihren Freunden gehen zu dürfen. Ich gab ihnen ein Denkzeichen (*) (wovon ich oben am Ende des vierten Kapitels gesprochen habe) mit, auf die Zeit von drey Tagen. Darauf gieng ich um alles zu besehen, und damit war ich in sehr kurzer Zeit fertig; denn das Fort Ysekepe liegt auf einem Inselchen, das so klein ist, daß man da, wo es am längsten ist, mit einem Steine darüber hinwerfen kann. Das Fort selbst ist viereckicht; unten ist das Magazin, und oben drey Gemächer, eines, worinn die Soldaten wohnen, ein Zimmer für den Kommandanten, und eines für den Secretär, welches auch zugleich dient, um die Schiffsladungen hineinzusetzen. Die In-

(*) Eine Knoten-Schnur.

Insel hat viele Klippen. Um das Fort herum geht man gemeiniglich auf die Jagd; wiewohl kein Wild ist, als das, was angeschwommen kommt; dieß ist aber überflüßig genug. Gegen Mittag, als wir unsern Spaziergang geendigt hatten, kam ein Christ von der Pflanzstadt des Herrn von Graaf (der die Güte gehabt hatte, bey unserer Ankunft den gedachten Wein an den Kommandanten zu schicken) und bat den Kommandanten, ihn den andern Tag nebst seinen Gästen zu besuchen, auf welche Zeit eine gute Mahlzeit zubereitet werden solle. Es wurde dieß ohne viele Komplimente angenommen, und wir traten den andern Morgen in den Coriaar, welches ein recht bequemes Fahrzeug ist, um nach der Pflanzstädte des gedachten Herrn zu fahren, die ungefähr eine Stunde über den Fort lag. Hier fanden wir alles so gut eingerichtet, als ob wir in unserm Vaterlande gewesen wären. Die Bewirthung war auch vortrefflich. Wir hatten fünferley Sorten Braten, Hirschbraten, Hühner, Puter, Enten und Tauben; und dabey drey Schüsseln Suppe von Hirsch- Hasen- und Puterfleisch. Das Getränk bestand aus Dortrecht'-

scher

scher Mumme, Wein und Brantewein; wobey wir uns bis an den Abend lustig machten, und in größter Fröhlichkeit wieder an das Fort kamen. Es waren da überhaupt drey Pflanzstädte, wovon der Herr von Graaf die größeste besitzt, der 28 bis 30 Sclaven hat. Die andern zwey mochten jeder 12 bis 14 haben. Man führt da, was Speise und Trank anbetrift, ein Fürstenleben; aber wer geselliger Art ist, und gerne mit Menschen Verkehr hat, darf sich nicht dahin begeben. Und in der That, wegen dieses Mangels haben die warmen Länder nicht ganz das Angenehme, was man wohl nach der Erzählung dieses und jenes sich in ihnen vermuthet. Die brennenden Sonnenstralen sind lästig genug zu ertragen; und der Mangel vieler Dinge, die zum Leben nothwendig sind, erzeugt einen gewissen Mismuth, dessen man sich nicht wohl entschlagen kann. Doch wieder einzulenken. Nachdem wir uns genug ausgeruhet hatten, (es war bereits Freytag) ersuchte ich den Kommandanten, daß wir uns nun über die Sachen, wegen welcher ich hieher gesandt wäre, besprechen möchten. Die Foderung war, daß wir den Fluß

Ta=

Tamerary verlassen sollten, ohne ferner irgend darinn zu handeln, und dann sollte man die in Beschlag genommene Ladung schätzen, und mit Copeira-Balsam (*), in gemeiner Redensart Maraan genannt, bezahlen. Dieser Balsam wird von den Indianern in der Gegend des Flusses Aernocque (**) geholt, an dessen Mündung das Fort Trinidad, welches dem Könige von Spanien gehört, liegt. Er träuft aus einer gewissen Art Bäume, in die mit einem Beile eingehauen, und dann ein Kürbis angehangen wird, um die Feuchtigkeit, die aus der Spalte fließt, darinn aufzufangen. Es ist ein sehr heilsames Mittel gegen Griesstein und frische Wunden. Uebrigens erstreckte sich meine Vollmacht nicht so weit, daß ich den angebotenen Vergleich hätte schließen können; und unsere Conferenz hatte daher ein Ende, unter dem Beding, daß ich mit der nächsten Fracht wieder kommen sollte. Ich bat darauf, innerhalb einem oder zwey Tagen abreisen zu dürfen, und dieß wurde mir auch zuge-

(*) Copaiva-Balsam, von der Copaifera officinalis.

(**) Orinocco.

zugestanden; nur sollte der Prediger vorher des Sonntags eine Predigt halten, und zwey Kinder taufen: wozu er sich auch leicht überreden ließ. Dieß war Ursache, daß wir bis gegen Montags Mittag blieben, wo wir wohl verproviantirt, und mit einigen Schüssen begleitet, unsere Reise wieder antraten, und, nachdem wir die See passirt waren, mit der Vorfluth an die Mündung des Flusses Tamerary kamen. Hier ließ ich durch die Indianer eine Partie Krabben fangen, um uns derselben auf unserer Wasserfahrt zu bedienen. Diese Krabben, welche auch in Menge in dem Fluß Ysekepe an den Klippen gefangen werden, nennt man Süßwasser-Krabben, und sie sind viel schmackhafter, als die in der See gefangenen, aber nicht ganz so groß. Wir kamen darauf wieder zu unsern Leuten in Tamerary, wo wir sehr willkommen waren, weil wir noch einige Krabben aufgehoben hatten. Hier blieben wir bis den andern Mittag, ließen uns dann an die Anfurth bringen, und nahmen unser Nachtlager in dem Dorfe Naby, in dem Hause des Kapitain Tomenak, wo wir zu unserer großen Freude einen Vorrath von Speck und

Brantewein fanden, bey welchem wir uns diesen Abend lustig machten. Den andern Morgen zogen wir mit Tages Anbruch wieder fort, und kamen des Abends an das Dorf Alten Amen. Von da brachen wir den andern Morgen auf, und kamen des Nachmittags gegen vier Uhr auf die Pflanzstadt den Berg, und von dort aus den andern Tag nach dem Fort, wo wir aufs freundschaftlichste von dem Kommandanten empfangen wurden.

VII. Kapitel.

Dritte Reise des Verfassers nach Ysekepe. — Fürchterliche Art, einen Indianer zum Kapitain zu machen. — Ankunft auf dem Fort Ysekepe. — Schlichtung der Streitigkeiten über die in Beschlag genommenen Güter, und Abschließung eines Vertrags mit dem Kommandanten von Ysekepe. — Zurückkunft nach dem Fort Berbice.

Nachdem ich dem Kommandanten weitläuftigen Bericht meines ausgerichteten Geschäftes abgestattet hatte, wurde wieder eine Versammlung von den Räthen der Colonie gehalten. So ungern sie auf den Fluß Tamerary Verzicht thaten; so beschlossen sie doch, in Erwägung des Rechtes

ihres

ihres Besitzes, mir nochmal eine neue Vollmacht zu geben, und mir zugleich vollkommene Autorität zu ertheilen, die Sache mit der Kompagnie zu Ysekepe so abzuthun, wie ich es für das rathsamste halten würde. Es wurden mir zwey Wochen Zeit gegeben, mich zu dieser Reise zu rüsten, bey welcher der Prediger mir wieder Gesellschaft leisten wollte. Wir begaben uns dann in Begleitung einiger Indianer an einem Freytage nach der Pflanzstädte den Berg, wo wir übernachteten. Den andern Tag zogen wir weiter nach dem Dorfe Alten Amen, wo man uns den Vorschlag that, den Sonntag über zu bleiben, indem ein Indianer zum Kapitain gemacht werden sollte. Unsere Reise war so schleunig nicht, daß wir nicht einen Tag unserm Vergnügen hätten schenken können; und, da wir ohnedieß sehr begierig waren, diese Feyerlichkeit, von der uns so viele sonderbare Dinge erzählt wurden, mit eigenen Augen anzusehen, so ließen wir uns leicht überreden. Wir verfügten uns daher Sonntags Morgens nach dem Hause eines gemeinen Indianers, welches der Ort war, wo die Ceremonie vor sich gehen sollte. Da die

In-

Indianer immer auf der Erde sitzen, und also weder Stuhl, noch Bank, noch Tisch da war; so wurden sogleich für uns Hangmatten zurecht gemacht. Wir sahen zuvörderst eine große Menge des oben genannten Getränkes **Pernouw**, wovon bey dieser Gelegenheit jeder so viel trinken kann, als ihm beliebt. Es wird dieses Getränk von den schönsten jungen Mägdchen herum gereicht, die drey oder vier Finger in die hohle Seite des Kürbis und den Daumen an die äußern setzen, und so den Christen sowohl als den Indianern zu trinken geben, ohne daß der Trinkende Hand oder Finger anbringt, außer was blos geschieht, wenn man genug hat, und den Kürbis zurückweiset. Je größer die Gesellschaft ist, destomehr Mägdchen reichen das Getränk umher; und wenn es an Mägdchen fehlt, so werden auch wohl Frauen dazu genommen. Gegen Mittag, während die Mägdchen und Frauen noch beschäftigt waren, den Gästen ihre Portion zu trinken zu geben, erschien der Indianer, der zu der Würde eines Kapitains erhoben werden sollte. Es führten ihn drey Kapitains, die ihn mit wunderlichen Gebärden zur Tapferkeit aufmunterten.

So bald er in die Mitte des Hauses gekommen war, blieb er stehen, und hielt seine Arme über den Kopf. Unterdessen nahmen jene drey Kapitains jeder eine Maquary zur Hand, welches eine Art geflochtener Peitschen ist, ungefähr fünf Fuß lang, unten dick, oben aber allmählig dünner. Hiemit schlugen sie den armen Indianer dergestalt um den Leib, daß von den Achseln bis an den Bauch wenig heiles Fleisch blieb, sondern allenthalben auf eine fürchterliche Weise die Lappen umherhiengen. Man konnte das Klappen der Peitschen außerhalb dem Hause hören; und doch gab der Geschlagene nicht das geringste Zeichen von Schmerz. Bald darauf, als er nun so gut als geschunden war, wurde er auf einen hölzernen Rost, den die Indianer Berbekot nennen, gelegt, und mit Blättern überdeckt. Unter diesem Rost war ein kleines Feuer, das mehr Rauch als Flamme machte. Von Zeit zu Zeit wurden einige Blätter aufgehoben, um zu sehen, ob er Gefahr liefe in Ohnmacht zu fallen; und bald nachdem man dieß bemerkt hatte, nahmen sie ihn vom Roste auf, goßen ihm einen Eimer Wasser ins Gesicht, und sprachen ihm,

so wie er wieder zu sich selbst gekommen war, von neuem mit seltsamen Gebärden Muth ein. Darauf gab ihm jeder Kapitain auf seinen wunden Körper noch acht bis neun Hiebe, so daß er wie ein Bettler aussah, von dem allenthalben die Lumpen herunterhängen.

Diese Feyerlichkeit muß nach zwey oder drey Wochen nochmal vorgenommen werden, ehe er zur Würde eines Kapitains erhoben werden kann. Bey dieser Gelegenheit bekommt alsdann auch seine Frau, wenn er eine hat, zwey oder drey Hiebe, um der Ehre ihres Mannes theilhaftig zu werden; mehrere Schläge wartet sie nicht ab, sondern lauft sogleich davon. — Nach allen diesen Qualen wurde der arme Verwundete wieder in sein Quartier gebracht, welches eine kleine viereckichte Abtheilung in dem Hause ist, in der gerade seine Hangmatte hängen konnte. Unterdessen dauerte das Trinken beständig fort; und die Frauen bezeugten ihre Freude, daß sie so tapfere Männer hätten, die sich nicht fürchten würden, Rache von ihren Feinden zu nehmen, und für sie in den Tod zu gehen; dabey sangen sie Lieder zum Ruhm ihrer Heldenthaten. Wenn wir

Staats-Bibliothek Bamberg

nachher von ihren Kriegszügen sprechen, werden wir zugleich auch melden, was für Thaten sie müssen verrichtet haben, um zu der Ehrenstelle eines Kapitains zu gelangen. Was diesem betrift, von welchem wir eben erzählet haben; so hatte er bey einem gewissen Kriege eine alte Frau halb todt geschlagen, darauf sie in das Wasser geschmissen, in demselben auf tausendfältige Art gequälet, und endlich unter unaussprechlichen Peinigungen ums Leben gebracht. Dieß sind ihre Heldenthaten; Schläge aushalten, und die abscheulichsten Grausamkeiten auszuüben, darinn besteht ihre Tapferkeit. Sonst sind sie die feigsten Memmen, die bey dem Losfeuern einer Kanone oder Muskete nicht wissen, wo sie sich verkriechen sollen; wie schon oben ein Exempel hier von erzählt worden.

Mit Anbruch des folgenden Tages machten wir uns wieder auf die Füße, und kamen endlich, nachdem wir einen Weg von eilf Meilen zurückgelegt hatten, bey unserm alten Kapitain Tomenak, und darauf in Rio de Tamerary an. Hier blieben wir bis zum Freytag, da wir uns

wieder

wieder in ein Fahrzeug, das mit einem guten Zelte überdeckt war, einschifften, mit dem wir längst dem Strande hinfuhren, und des anderen Tages in den Fluß von Ysekepe, und dann weiter an das Fort kamen. Hier wurden wir auf dieselbe Art, wie bey der ersten Reise, empfangen, und abermals auf das freundschaftlichste von Herrn de Graaf tractiret. Nach Verfluß einiger Tage, die wir mit Jagen und andern Ergötzlichkeiten zubrachten, trat ich mit dem Kommandanten wegen unserer in Beschlag genommenen Güter in Unterhandlung. Wir kamen in aller Güte überein, daß diese taxirt, und binnen einer bestimmten Zeit mit Balsamum Copaiva bezahlt werden sollten; wogegen wir gehalten seyn sollten, den Fluß Tamerary zu verlassen. Hierüber wurden von beyden Seiten Schriften ausgefertigt und unterzeichnet; und den folgenden Dienstag fuhren wir mit dem Kommandanten von Ysekepe nach Tamerary, um unsern Vertrag zu erfüllen, und unsere Leute von da wegzuziehen. Wir waren vier Tage unter Wegs, ehe wir an das Haus von Tamerary kamen. Nachdem wir die Nacht da geschlafen hatten, ließen

wir uns des andern Tages insgesammt nach der Anfurth bringen, und die Güter und Kisten durch unsere Leute zu Wasser nach Rio de Berbice führen; worauf wir in Freundschaft von einander Abschied nahmen. Die folgende Nacht brachten wir wieder auf dem Dorfe Naby in dem Hause des Kapitain Tomenak zu. Hier fanden wir einen Vorrath von Speise und Getränk, den unser Kommandant auf mein Ersuchen hieher geschickt hatte. Ich kommandirte vierzehn Mann, sich des Morgens bereit zu halten, um ihren Weg über Alten Amen zu nehmen; wir selbst giengen über ein Dorf, Namens Woeroenje, das eine gute Tagereise von dem Dorfe Naby liegt. Niemals habe ich in diesem Lande einen angenehmern Weg gehabt. Man findet Waldungen, wo die Bäume so regelmäßig stehen, als wenn sie mit Händen gepflanzt wären. In diesem Dorfe Woeroenje hatten wir drey Mann liegen, die mit den Indianern handelten. Sie bewirtheten uns überflüßig, und ließen den andern Tag einen Coriaar für uns zurechte machen, womit wir des Mittags an die Pflanzstädte, der Mierenberg genannt, kamen, die ungefähr drey Stunden zu

Wasser von dem Fort von Berbice liegt. Ich fand diesen Weg viel angenehmer; doch da ich noch eine Nacht auf der Pflanzstadt den Berg zubringen wollte, wo ich allezeit eine sehr freundliche Aufnahme genossen hatte, marschirten wir fort, und kamen nach drey Stunden daselbst an. Den andern Tag giengen wir gegen Mittag wieder ab, und fuhren in zwey Stunden nach dem Fort.

VIII. Kapitel.

Einige Indianer, die einen Kriegszug unternehmen wollen, kommen an das Fort. — Vorbereitung zu demselben. — Schreckliche Behandlung der Gefangenen, u. s. w.

Als ich von Ysekepe wieder zurückgekommen war, bezeugten mir der Gouverneur und die Herren Räthe ihren Dank und Zufriedenheit wegen meines ausgerichteten Geschäftes; denn an dem Fluß Tamerary war wenig verlohren, weil man ihn, um durch die Kompagnie von Ysekepe nicht vertrieben zu werden, mit sehr vielen Leuten besetzen mußte. Bald darauf kamen einige Indianer an das Fort, die uns, nach her-

gebrachter Sitte, bekannt machten, daß sie nach acht und zwanzig Tagen, zum Krieg gegen ihre Feinde, die an dem Flusse Correntyn, sieben Meilen südlich von dem Flusse Berbice wohneten, ausziehen würden. Es ist außerordentlich, wie sie bey dieser Gelegenheit sich angreifen, um ihre Flotte, die aus ungefähr sechszehen oder achtzehen Canots besteht, fertig zu machen; denn es ist die faulste Nation, die man irgends antreffen kann; und man würde bey uns eben so geschwind eine gleiche Anzahl von Kriegsschiffen verfertigen.

Wenn ihnen der Gedanke kommt, gegen ihre Feinde auszuziehen, schicken sie einige Leute nach den verschiedenen Dörfern an die Kapitains, die sich daselbst aufhalten. Jeder, der beytritt, nimmt ein Merkzeichen, das aus Schilfröhrchen gemacht ist, von welchen alle Morgen eines abgeschnitten wird. Es macht dieß, wie wir oben gesagt haben, ihre Zeitrechnung aus. Sogleich fällt nun die junge Mannschaft über die Arbeit her, und jeder sucht zuerst Ehre einzulegen; indessen geht es, die Wahrheit zu sagen, langsam

genug;

genug; denn sie arbeiten kaum ein oder zwey Stunden des Tages an ihren Fahrzeugen, und bringen die übrige Zeit damit hin, sich über die eingebildeten Folgen ihres bevorstehenden Zuges zu freuen. Wenn nun die Canots fertig, und mit allem Nothwendigen versehen sind, machen sie sich 24 Stunden hindurch lustig, und begeben sich darauf nach dem Versammlungsplatze. Hier berathschlagen sich die Kapitains mit einander über ihre Unternehmung, und sobald der Schluß gefaßt ist, wird er sogleich jedem, selbst die Frauen nicht ausgenommen, kund gethan; doch weis man nichts von Verrath noch Verräthern. Alsdann kommen die Helden insgesammt nach dem Fort, der eine um ein Gewehr zu leihen, der andere Pulver, der dritte Kugeln u. s. w. welches ihnen alles, ohne etwas dafür zu fodern, gegeben wird: das größte Geschenk besteht aus drey Schuß Pulver und drey Kugeln. Lächerlich sind die Stellungen und Gebärden, die sie bey dieser Gelegenheit machen, um uns anzuzeigen, wie sie ihre Feinde schlagen, und die Töchter derselben zu Sclavinnen machen wollen. Ganz, nach dem Sprichwort, verkaufen sie die Haut,

ehe sie den Bären gefangen haben, In jedem Canot sieht man auch zwey oder drey Frauen, die den Trank bereiten, und die Männer bedienen müssen. Der ganze Zug dauert gemeiniglich 20 bis 22 Tage. In zwey Ebben kommen sie an die Seeküste; indeß bringen sie gemeiniglich zwey bis drey Tage damit zu; denn sie sehen kein Vögelchen sitzen, ohne Knippchen zu schlagen, und sich etwas davon zu erzählen. Wenn sie nun so einer nach dem andern an die Seeküste gekommen sind, wird wieder Kriegsrath gehalten, und darauf mit der ganzen Flotte in die See gegangen, wo sie jeden Tag ungefähr drey Meilen zurück legen; doch wenn sie sich in dem Flusse der Feinde befinden, fahren sie nur des Nachts, und nützen zu dem Ende das Mondlicht. Bey Tage verstecken sie sich tief in die Wälder, und verbergen die Canots, damit man ihre Annäherung nicht gewahr werde, unter einige abgehauene grüne Aeste, welches sie so geschickt zu machen wissen, daß das aufmerksamste Auge dadurch getäuscht werden könnte. Mittlerweile recognoscirt einer bey Nacht, ob nicht irgendwo einige ihrer Feinde anzutreffen sind; in welchem Falle er schleunigst

zurückgeht, um der Flotte davon Nachricht zu geben. Hierauf werden alle Fahrzeuge besorgt; die Indianer treten ans Land, und alles geht so still zu, daß die Feinde überrumpelt sind, ehe sie sich mit der Flucht retten können. Doch dauert diese Stille nicht länger, als bis sie ihre Feinde umzingelt haben; denn alsdann machen sie ein greuliches Geschrey, und schlagen in der ersten Wuth alles todt, was sie antreffen. Wenn sie sich aber vollkommen Meister sehen, und keinen Widerstand mehr zu fürchten haben, fangen sie an Gefangene zu machen; die inzwischen entfliehen können, dürfen sich für die glücklichsten schätzen. Wenn sie Frauensleute bekommen, die nicht schön und jung genug sind, um ihnen zur Befriedigung ihrer Begierden tauglich zu scheinen, ungeachtet sie deßwegen nichts destoweniger Sclavinnen bleiben, so schlagen sie dieselben augenblicklich todt; wenn sie aber etwas hübsch sind, werden sie an die Frauen, die mit ihnen ausgefahren sind, gegeben. Mit den Kindern, es mögen Jungen oder Mägdchen seyn, verfahren sie nach Willkühr. Gefallen sie ihnen, so haben sie eine harte Dienstbarkeit zu erwarten, bleiben

aber

aber doch am Leben; haben sie aber ziemlich viele gefangen bekommen, so werden einige davon zum Spaß getödtet. Unglücklich aber ist der Mann oder Jüngling, der keine Gelegenheit zu entfliehen, oder sich todt zu fechten, finden kann, und lebendig seinen Feinden in die Hände fällt; denn es können keine Grausamkeiten erdacht werden, die sie nicht an ihm ausüben, um ihn auf die erschrecklichste Art zu todt zu quälen. Wenn sie übrigens ihre Feinde auf diese Art nicht überlisten können, fahren sie den Fluß etwas höher hinauf, und suchen ein anderes Dorf zu überrumpeln. Dieß geschieht alles mit Anbruch des Tages, und mit einem Geschrey, wovon die Luft wiederhallet. Da aber das Kriegsglück nicht immer gleich ist, so ereignet sichs auch wohl, daß sie so starken Widerstand finden, daß sie genöthigt sind, über Hals und Kopf zu fliehen, und sich aus dem Flusse fort zu machen. Wenn sie so unverrichteter Sachen wieder nach Haus kommen, wird Getränke gemacht; und wenn sie sich niedergekauert haben, sagen sie, sie hätten Leibschmerzen, und trinken so viel, daß sie sich erbrechen müssen; worauf sie wieder gesund werden. Dieß ist ihre

Art Krieg zu führen; nun noch etwas von ihrem Betragen gegen die Gefangenen.

Die Flotte, von der wir eben gesprochen haben, brachte bey ihrer Zurückkunft zwey Jünglinge mit, die sie gefangen gemacht hatten. Sie fuhren bey Nacht still vor dem Fort vorbey, und hatten ihnen aufs sorgfältigste jede Gelegenheit zu entkommen verwehrt. Diese Unglücklichen sitzen ungefähr drey Wochen geschlossen und gefesselt, und werden unter der Zeit aufs beste mit Essen und Trinken versorgt. Gemeiniglich beschäftigen sie sich, um in ihrer traurigen Lage Zeitvertreib zu haben, einen Pagal oder Körbchen, die dort zu Lande statt der Kästen gebräuchlich sind, zu machen. Bey Nacht werden die Gefangenen bewacht, und gegen die Zeit, daß einer von ihnen verbrannt werden soll, bereiten die Frauen eine Menge des Getränkes, das Pernou genannt wird, von welchem wir oben schon gesagt haben, und von dessen Beschaffenheit wir nachher noch umständliche Meldung thun werden. Des Tages, ehe er sterben soll, wird er — wie ich mit eigenen Augen öfter als einmal

gesehen

gesehen habe — bestens bewirthet, damit er desto frischer in den Tod gehen möge. Nachmittag wird er mit Spott und Schimpf von einem Hause zum andern geführt, bey welcher Gelegenheit er bisweilen unerwartet einen Schlag über den Kopf bekommt, daß das Blut herunter fließt, wobey ihm zugerufen wird: **So haben es deine Freunde den unsern gemacht.** So wie die Sonne am Untergehen ist, fragt ein Kapitain, ob er die Sonne wohl sehe; und wenn er diese Frage mit Ja beantwortet hat, sagt er ihm: **Du sollst sie nicht wieder sehen.** Dieß ist seine Verurtheilung. Ich habe einen zum Tode bringen sehen, der so muthig war, daß weder Drohungen noch Angst vor den bevorstehenden Qualen ihn bange machen konnten, und der dem Kapitain, der ihm das Todesurtheil sprach, mit einer heldenmüthigen Stimme, voll stolzer Verachtung, sagte: **Es ist wahr, das Loos ist jezt mir gefallen; aber meine Freunde werden nach kurzer Zeit auch zu euch kommen, und euch zur Rechenschaft fodern, wegen der Qualen, die ihr mir anzuthun vorhabt. Das Leben ist mir gar nicht so**

angenehm, daß ich es nicht leicht verlassen könnte; nur kränkt es mich, sterben zu müssen, ohne meinen Tod rächen zu können. u. s. w. Am Abend geben sie ihm zu essen und zu trinken, so viel er begehrt. Alsdann binden sie ihm die Hände auf den Rücken; und an jeden Fuß ein langes Seil. Unterdessen versammeln sich die eingeladenen Gäste, und jeder bringt einige Maquarys oder Fackeln mit, die um desto besser zu brennen, mit einer pechartigen Materie überstrichen sind. Des Abends gegen sieben Uhr macht man rund herum, und auch in dem Hause Feuer an. Darauf wird der Gefangene in die Mitte seiner Feinde gestellt; und der älteste Kapitain fängt ein fürchterliches Geheul an, und ruft mit lauter Stimme: **Dein Volk hat Freunde von mir gekriegt, und so mit ihnen gehandelt.** Nach diesen Worten stößt er ihn mit der brennenden Maquary in die Haut; und dann fällt jeder, der ihn erreichen kann, über ihn her. Der eine stößt ihn ins Gesicht, der andere an die Schamtheile, der dritte an einen andern der empfindlichsten Theile, und dabey wird er mit den Stricken hin und her geschleu-

schleudert. Wenn er dann durch alle diese Martern anfängt schwach zu werden, so geben sie ihm eine kleine Ruhe, um seine Qualen desto langwieriger zu machen, und ihre wilde Lust vollkommen zu sättigen. In dieser Zwischenzeit trinken sie wieder miteinander, gleich als ob sie die besten Freunde wären; und wenn dann der Gemarterte etwas erfrischt ist, so wird das Peinigen von neuem angefangen. Dieß dauert so fort bis ungefähr eine kleine Stunde vor Sonnenaufgang; denn alsdann muß das fürchterliche Schauspiel geendigt werden; und zwar geschieht dieß durch einen Kapitain, der dem unglücklichen Gefangenen mit einem hölzernen Schwerte (*) den Kopf einschlägt. Sobald dieß geschehen ist, fällt jeder mit einem Messer über ihn her; der eine schneidet ihm ein Stück aus dem Gesäße, der andere aus den Dickbeinen, ein dritter metzelt an einer andern Stelle an ihm, und kurz, jeder bemüht sich etwas davon zu bekommen. Das abgeschnittene Fleisch wird gekocht, in den Pfeffertopf gesteckt, und als ein Leckerbissen verzehrt. Ich habe zwey Christen gespro-

(*) Vielmehr eine spatelförmige Keule.

gesprochen, die davon gekostet hatten, und mir versicherten, daß es wirklich einen leckern Geschmack habe. Die Gebeine werden bis auf einige Knöchelchen, aus denen sie Flöten zu machen wissen, in die Erde vergraben. Während alles dieß vorgeht, sitzen die Weiber (*) und singen Lieder, die die Marter, welche ihre Freunde, die den Feinden in die Hände gefallen waren, ausgestanden haben, und das Lob der tapferen Männer, die den Tod derselben auf diese Art zu rächen wissen, zum Gegenstand haben. Es ist schrecklich, dieß anzusehen; und schon der Geruch des Flei-

sches,

(*) Ueberhaupt ist die Blutgier bekannt, womit vorzüglich die Weiber bey solchen menschenfressenden Völkern sich an diesen Auftritten weiden. Der fromme reformirte Prediger de Lery setzt in seiner schaudervollen Beschreibung der großen Hungersnoth, die er selbst in der Belagerung von Saucerre mit überstanden, daß er während seines Aufenthalts in Brasilien gesehen, wie heißhungrig vor allen die alten Weiber aufs Menschenfleisch gewesen; wie sie um den Rost herum gesessen, auf welchen die Gefangenen gebraten worden, und jeden Tropfen Fett aufgeleckt, der davon herabgeträufelt 2c.

sches, das unaufhörlich mit den Maquarys gebrannt wird, und wovon das siedende Fett heruntertriest, kann einen Christen nicht nur zum Erbrechen bringen, sondern beynahe zum Ersticken. Inzwischen muß man über die heldenmüthige Standhaftigkeit erstaunen, die diese Gefangenen unter den grausamsten Peinigungen beweisen. Ohne die mindeste Furchtsamkeit zu zeigen, lassen sie sich auf die greulichste Art zu todt martern, und trösten sich mit der Hoffnung, daß ihre Freunde sie nach einiger Zeit rächen werden.

IX. Kapitel.

Der Verfasser thut wieder eine Reise nach Ysekepe. — Gefahr eines Schiffbruchs. — Ankunft bey dem Fort zu Ysekepe. — Abreise von dannen. — Sonderbare Weise der indianischen Frauen, die Zwillinge gebähren. — Zurückkunft nach Rio de Berbice.

Da die Zeit verstrichen war, welche der Kompagnie zu Ysekepe zu Bezahlung der in Beschlag genommenen Güter, wovon wir am Ende des siebenten Kapitels gesprochen haben, zugestanden war; so erhielt ich den Auftrag, wieder dahin zu reisen, und die Barke zu dem Ende mit allen Noth-

Nothwendigkeiten zu versehen. Den Tag vor der Abreise waren wir, nach hergebrachter Weise, fröhlich; aber kaum waren wir unter beständigem Lavieren zwey Stunden gefahren, so hatten wir das Unglück, daß die Besanstange entzwey brach. Der Steuermann des Schiffes, der bey dieser Gelegenheit die Stelle des Schiffers bekleidete, mußte daher wieder nach dem Fort zurück, um eine neue Besanstange zu holen; und ich blieb am Bord, und erwartete ihn. Des andern Tages kam er zurück und brachte außer der Besanstange, auch eine große Flasche Wein mit, der mit Eyerdottern und Gewürz sehr lecker zubereitet war. Inzwischen hatte sich die Zahl der Menschen auf unserer Barke durch einen kleinen Jungen vermehrt; und dabey war es so stille hergegangen, daß beynahe niemand etwas davon gewahr worden. Ein indianischer Sclave hatte das Amt einer Hebamme versehen. Ich schenkte der Kindbetterin — einer Indianerin, der unser Jäger die Freundschaft angethan hatte, sie zur Mutter zu machen — eine Flasche geglühten Wein, der ihr, wie mir gesagt wurde, ganz gut bekam; doch war dieß einmal für allemal; denn

der Wein war zu gut, als daß man ihn hätte an misfärbige Menschen verschenken sollen. Des andern Tags, Abends gegen neun Uhr, liefen wir in die See, und segelten die ganze Nacht durch mit ziemlichem Winde. Gegen Morgen bekamen wir den Fluß Majeyke ins Gesicht, und bald Nachmittag den Fluß Tamerary. Während wir aber so fleißig fortsegelten, stieß die Barke gegen vier Uhr, nicht weit von dem Flusse Ysekepe, auf eine Sandbank, auf der wir ungefähr eine halbe Stunde fest saßen. Das Wasser kam sogleich von allen Seiten hereingeschossen, und wir hatten Mühe genug, uns durch Schöpfen oben zu halten. Kaum waren wir dieser Gefahr entgangen, so wurden wir wieder so unsanft auf eine andere Bank niedergesetzt, daß man nicht anders dachte, als die Barke würde zu Trümmern splittern; und in der That, wenn uns nicht eine hohle Welle von da weggeführt hätte, so wären wir in der äußersten Gefahr eines Schiffbruches gewesen. Darauf mußten wir stille halten, um zu pumpen und auszuschöpfen, und unter dieser Arbeit kamen wir endlich des Abends nach dem Fluß Ysekepe, wo wir

Anker warfen. Hier waren wir, weil nicht gekocht werden konnte, genöthigt, uns, so gut als unser gemeines Schiffvolk, mit einem Stück rohen geräucherten Speck zu behelfen, nur daß der Steuermann und ich noch ein gut Glas Brantewein darauf setzten. Ungefähr gegen zehn Uhr waren zu unserer großen Freude zwey oder drey große Lecke gestopft. Mit der Fluth segelten wir dann wieder fort, und kamen an das Fort, wo von beyden Seiten einige Ehrenschüsse gethan wurden. Alsdann trat ich mit den Steuermann ans Land, wo wir von dem Kommandanten sehr freundschaftlich empfangen und bewirthet wurden. Da ich nach einem oder zwey Tagen mein Geschäft abgethan hatte, beorderte ich die Barke wieder zurückzukehren; ich selbst aber wollte, weil sie sich nicht in den besten Umständen befand, lieber meinen alten Weg nehmen. Nach sechs bis sieben Tagen nahm ich vom Kommandanten Abschied, und bekam an einem gewissen Freund, der zu Tamerary etwas zu verrichten hatte, einen Reisegefährten. Weil dieser mir weiß machte, daß wir auf einem nahe gelegenen Dorfe, wo die Indianer ein Fest haben

würden, alles im Ueberflusse finden würden, so nahmen wir wenig Proviant mit. Allein wir fanden uns sehr betrogen; denn da wir an dieß Dorf kamen, das sehr schön war, und wohl zwanzig Häuser hatte, hörten wir, daß dieses Fest aus gewissen Ursachen verschoben wäre. Wir mußten uns also nach Landes Brauch, der kärglich genug, und gar nicht meine Gewohnheit war, behelfen. Den andern Morgen, als wir abreisen wollten, zeigte man uns eine indianische Frau, ziemlich schön von Gesicht und Wuchs, die vor vier oder sechs Wochen zwey Kinder zur Welt gebracht, und das eine davon sogleich getödtet, und in die Erde verscharrt hatte. Denn sie halten dieß bey einem Menschen für unnatürlich, und wollen, wie sie sagen, in diesem Stücke nicht den Hunden und andern fruchtbaren Thieren gleich seyn. Ich betrachtete sie sehr aufmerksam, so wie auch das noch lebende Kind, das, so jung es auch war, nach Landessitte, dicht bey ihrer Wohnung, in dem Sand umherwühlte; denn dort werden nicht so viel Umstände mit den Kindern gemacht, als bey uns. Wir reiseten darauf wieder fort, und da wir auf dieser Rückreise keine

weitere Abentheuer von Belang hatten, so begnüge ich mich dem Leser blos zu sagen, daß ich gesund und wohl behalten, wiewohl mit wenig Vergnügen, wieder an unser Fort kam.

X. Kapitel.

Ankunft eines Schiffes aus dem Vaterlande. — Streitigkeit zwischen dem alten Oberhaupt und dem Prediger. — Die Caribischen Indianer verbrennen ein Handlungshaus. — Der Kommandant und der Verfasser machen eine Reise dahin, u. s. w.

Jedermann verlangte nun nach einem Schiffe aus unserm Vaterlande, da wir lange Zeit keine Nachricht daher gehabt hatten. Endlich kam auch eines an, und mit demselben ein neuer Kommandant oder Oberhaupt. Mit diesem mußte ich, nachdem einige Tage mit den gewöhnlichen Schmausereyen und Lustbarkeiten zugebracht waren, nach den Pflanzstädten gehen, um den Zustand derselben zu untersuchen. Indem wir damit beschäftiget waren, brach eine Streitigkeit zwischen dem alten Oberhaupt und dem Prediger aus, der, als der schwächste Theil, so bald wir wieder zurückgekommen waren, gegen alles Recht

und Billigkeit Befehl bekam, sich nebst Frau und Kindern zur Rückreise nach dem Vaterland bereit zu halten. Der alte Kommandant war ein rachgieriger Mann, der schon lange getrachtet hatte, dem guten Prediger ein Bein unterzuschlagen, ohne daß er bisher eine Gelegenheit dazu finden konnte. Endlich aber gelang es ihm, bey einem fröhlichen Feste diese längst gewünschte Veranlassung bey den Haaren herbeyzuziehen, und um einen Trunk Brantewein sich einige Zeugnisse zu erkaufen, in denen der Wahrheit auf eine schreckliche Weise Gewalt angethan wurde. Ich hatte meinen Freund, weil ich lange schon dergleichen Hinterlist erwartete, oft genug gewarnt; doch es schien, als wenn sich dieß Unglück hätte ereignen müssen. Da ich ihm indeß gerne mit Rath und That an Hand gehen wollte, so versah ich ihn heimlich mit einem Briefe an den Kirchenrath der französischen Gemeinde zu Vlissingen, wodurch, wie ich nachher hörte, alle Zeugnisse des alten Kommandanten unwirksam gemacht wurden. Wie freundlich ihn dieser inzwischen auf der Reise behandelt haben mag — denn sie fuhren bald nachher miteinander auf dem

erwähr 1 Schiffe ab — kann sich der Leser leicht vorstellen. Ich begleitete sie bis an die See, und dankte dem Kommandanten, als wir Abschied von einander nahmen, für das freundschaftliche Wohlwollen, das er, wie ich nicht läugnen kann, immer für mich gehabt hatte; zugleich erklärte ich ihm aber auch, daß es mir von Herzen leid thue, daß der Prediger mitgehen müsse, und daß mehrere mit mir gerne gesehen hätten, wenn er hätte bleiben dürfen. Der Kommandant brachte einige Gründe dagegen an; war aber übrigens voll Mäßigung und Verstellung. Hätte er gewußt, daß ich dem guten Manne den gedachten Brief mitgegeben, wir würden gewiß nicht so freundschaftlich von einander geschieden seyn. Sein unvernünftiger Haß war so groß, daß er es dahin zu bringen suchte, daß dem Prediger die Kanzel möchte verboten werden; jedoch zur Freude vieler aufrichtigen Menschen mislang ihm diese Unternehmung, wofür er mir nachher, wie in dem folgenden Kapitel gesagt werden soll, meinen Lohn zu geben suchte.

Kurz nach der Abreise des alten Oberhaupts, erhielten wir von dem Flusse Canje die Nachricht,

daß die Caribischen Indianer aus dem Flusse Corentyn, welches Feinde der Arewacken oder der Einwohner von Berbice sind, das Haus, so wir daselbst hatten, verbrannt hätten; daß unsere Leute genöthigt gewesen wären, sich mit der Flucht zu retten; daß sie aber doch weiter keinen Schaden gethan, und niemand getödtet oder gefangen genommen hätten, weil sie beyzeiten von drey Indianern wären entdeckt worden. Man kann hiebey die Tapferkeit dieser Leute kennen lernen. Unsere Besatzung bestand aus sieben Mann, die auf erhaltene Warnung die Flucht nahmen, und sich in das nächste Dorf postirten. Die Cariben, bey denen es nicht sowohl auf unsere Leute, als vielmehr auf ihre Feinde angesehen war, fielen das Dorf mit einem abscheulichen Lärmen an; da sie aber sahen, daß sich sieben Christen mit den Indianern verbunden hatten, ließen sie den Muth sinken, und zogen sich, ob sie gleich mehr als dreymal so stark waren, ohne einen weiteren Versuch zurück. Auf diese Nachricht schickte der Kommandant ein Aufgebot, woran nach der gewöhnlichen Weise die Tage bemerkt waren, an die umher wohnenden Indianer, um

sie zu der Errichtung eines neuen Hauses zu bestellen; und wir zogen aus, um den Platz dazu zu besichtigen. Vier Tage vor unserer Abreise schickten wir drey Christen aus, um uns unterwegs Essen und Trinken, und eine bequeme Herberge zu bestellen. Darauf fuhren der Kommandant und ich mit zwey Pferden dahin ab; und ungeachtet dieß ziemlich schnell gieng, brauchten wir doch vier Stunden, bis wir an die Anfurth kamen. Die Neger waren zwey Stunden vorausgegangen, um Gras für die Pferde bereit zu halten. Zwey andere, nebst sechs Indianern, die das Gepäck trugen, begleiteten uns. Der Weg war angenehm. Immer wechselten Felder und Wälder ab; und immer hatten wir ebenes Land, ohne die kleinsten Hügel oder Thäler. Wir mußten zweymal mit den Pferden durch das Wasser; und an dem Flusse Canje fanden wir ein Fahrzeug, das uns an den Ort brachte, den man zur Baustelle gewählt hatte. Hier trafen wir eine große Menge Indianer an, die sich von allen Orten her versammelt hatten, theils aus Neugierde, um den neuen Kommandanten zu sehen, theils um sich zur Arbeit gebrauchen zu

lassen.

lassen. Es war alles nach Landessitte gut eingerichtet, und Essen und Trinken im Ueberflusse. Der Erdboden diente uns zur Tafel, und einige große grüne Blätter zu Tafeltüchern und Servietten. Vom Brantewein bekamen die Indianer nichts; dagegen hatten wir aber vier Kannen Kilduivel (Rum) mitgenommen, um sie ihnen zum Geschenke zu machen. Dieß ist ein Getränke, das leicht berauscht, und von dem wir weiter unten noch sprechen wollen. Am Abend mußten bereits etliche sich schlafen legen; und anderen war der Kopf so benebelt, daß sie einen großen Theil der Nacht mit Plaudern und Lachen zubrachten, und mich dadurch hinderten, das Süße der Ruhe zu genießen. Den andern Morgen wurde ein Vertrag zwischen uns und den Indianern geschlossen, dem zufolge sie das Haus innerhalb fünf Tagen fertig liefern, und ringsum mit Pallisaden, mit Schießscharten darin besetzen sollten; damit man in Zukunft nicht wieder möchte überrumpelt werden. Darauf wurde ihnen, um sie desto eifriger in ihrer Arbeit zu machen, der übrige Kilduivel geschenkt; und wir nahmen unsern Abschied, und kehrten auf demselben Wege wieder zurück.

XI. Kapitel.

Ankunft eines Schiffes aus dem Vaterlande. — Groll des alten Oberhaupts gegen den Verfasser. — Sonderbares Schicksal eines Indianers. — Trauriges Unglück zweyer Neger.

Es verstrich nun eine geraume Zeit, ehe wieder ein Schiff aus dem Vaterlande ankam, und unser Tisch fieng daher an, gewaltig mager zu werden; denn unser Wein und Brantewein — Dinge, die hier zu Land zur Erhaltung der Gesundheit sehr nöthig sind — waren beynahe gänzlich aufgebraucht. Endlich bekamen wir jedoch Nachricht, daß ein Schiff an der Mündung des Flusses angekommen sey. Sogleich wurde eine Barke dahin gesandt; allein nur allzubald mußten wir zu unserm herzlichen Leidwesen hören, daß es nicht so viel Vorrath mitgebracht habe, als wir bedurften, und gerne gehabt hätten. Die Ursache war theils, daß es in Hamburg geladen hatte, theils ein gewisser Groll gegen die Vornehmsten der Colonie. Der Kapitain nämlich, der mein erstes Oberhaupt gewesen war, war ein rachgieriger Mann, der zwar äußerlich Beleidigungen zu vergeben schien, im Herzen aber sie niemals vergaß.

Doch dachte ich nichts weniger, als daß auch ich unter der Zahl seiner Feinde stünde, wie mir doch bald nachher deutlich bewiesen wurde. Das Schiff segelte indeß den Fluß hinauf, und nachdem es vor dem Fort Anker geworfen hatte, bekam ich von dem Kommandanten den Auftrag, den Kapitain zu bewillkommen. Ich fuhr daher nach seinem Bord, und wurde mit verstellter Freundlichkeit nach der Cajüte genöthigt. Sogleich setzte man mir geräuchert Fleisch, Butter, Käse und weissen Zwieback vor. Auch wurde der Wein bey dem Essen nicht gespart. Aber so wie wir einige Gläser miteinander getrunken hatten, und die Falschheit nicht länger verborgen werden konnte, folgte auf die Fröhlichkeit ein plötzliches Stillschweigen, dann ein dunkles Brummen, und endlich die Frage: warum ich die schöne feine Hangmatte, die mir der Kommandant von Ysekepe als ein Geschenk für ihn gegeben, mit einer andern viel schlechtern umgetauscht hätte? — Dieß war wahr; aber ich hatte durch sein Beyspiel gelernt, daß wer dem Altar dient, davon leben muß. Auch hatte ich ihm bey dieser Gelegenheit Dienste gethan, die

durch

durch keine Hangmatte, wenn sie auch noch zehnmal feiner gewesen wäre, bezahlt werden konnten. — Doch dieß war nur Einleitung; denn als er mir darauf mit verstelltem Lachen vorgehalten hatte, ob er mich nicht immer wie sein eigenes Kind behandelt habe, und ich ihm diese Frage mit Ja beantwortet hatte; fragte er weiter, was mich denn bewogen hätte, ohne sein Wissen, dem Prediger jenen Brief mitzugeben. Ich sagte ihm, wir würden in der Folge miteinander über die Sache sprechen können; jezt wäre ich gekommen, um ihn im Namen des Oberhaupts zu bewillkommen, nicht alte Schinken aus dem Salze zu holen; ich müsse bald wieder ans Land zurück, und wünsche in Freundschaft von ihm zu scheiden. Damit befriedigte er sich auch, ließ einen großen Birkenmeyer in die Cajüte bringen, und trank mir zu, ohne weiter von diesen Verdrüßlichkeiten zu sprechen. Sobald ich wieder am Lande war, erzählte ich dem Kommandanten diesen Vorfall; dieser sagte mir, daß er den Mann besser kenne als ich, und daß er nur wünschte Gelegenheit zu finden, ihm einen Strich durch seine Rechnung

zu machen, da er dieß schon lange an ihm verdient hätte. Das Feuer glimmte einige Tage unter der Asche, wurde aber nicht ausgelöscht; denn da wir eines Morgens miteinander nach der Pflanzstädte der Mierenberg giengen, holte er die Sache mit dem Prediger wieder hervor. Ich sagte ihm mit kurzen Worten: ich hätte nach meinem Gewissen gehandelt; auch der beßte Mensch könne einen Fehltritt thun; es wäre nicht rechtschaffen, einen Mann, weil er einmal ein Glas zu viel getrunken habe, um sein ganzes Glück zu bringen; man müsse sich nicht so seiner Leidenschaft überlassen; u. s. f. Er wurde blaß für Aerger, biß sich auf die Lippen, und schwieg still; gab mir aber durch seine Mienen genugsam zu erkennen, wie sehr er wünsche mich zu bezahlen. Einige Tage nachher kehrten wir insgesammt mit dem Kommandanten wieder nach dem Fort zurück, von wo aus wir uns verschiedene male nach dem Schiffe verfügten, um uns lustig zu machen; doch gieng ich nie allein dahin, so freundlich ich auch dazu genöthigt wurde, weil mir durch einen meiner Freunde, von dem er glaubte, daß er sich mit mir entzweyet hätte, gesagt

sagt war, er denke mir durch seine Matrosen auf eine schlimme Art mitspielen zu lassen, und sich dann zu stellen, als hätte er gar nichts davon gewußt. Ob ich nun gleich unter dem Schutze des Oberhaupts mich sicher genug glaubte, so suchte ich doch, mich mit dem Kommandanten zu versöhnen, und ließ ihn deßwegen ansprechen. Er stellte sich sehr befremdet hierüber, und sagte, daß, weit entfernt böse gegen mich zu seyn, er im Gegentheil einer meiner beßten Freunde wäre, und bey allen vorkommenden Gelegenheiten dieses beweisen würde. Wie viel aber an dieser Versicherung war, zeigte sich bey verschiedenen Gelegenheiten, wo er sich nicht so sehr bezwingen konnte, daß nicht der dümmste Mensch hätte merken müssen, daß in seinem Herzen etwas verborgen läge, was er sich scheute blicken zu lassen. Ich hielt mich daher ruhig, und vermied seine Gesellschaft so viel ich konnte. Indessen kam die Zeit der Abreise herbey. Wir waren dann, der Gewohnheit gemäß, mit allen Herren Pflanzern auf dem Schiffe, das schon an der Mündung des Flusses lag, fröhlich zusammen; und den andern Tag stach es in die See, ohne daß der

alte Kommandant, während seinem ganzen Aufenthalte zu Rio de Berbice, Gelegenheit hatte finden können, seine Rachlust an mir zu büßen.

Als wir kaum wieder nach dem Fort zurück gekommen waren, ereignete sich ein sehr merkwürdiger Vorfall. Ein gewisser Indianer, der nach dem Walde gegangen war, um Holz zu hacken, wurde, während er mit seiner Arbeit beschäftigt war, von hinten durch einen Tieger (*) angefallen, der ihm mit dem ersten Schlag ein ziemliches Stück Fleisch aus der Lende wegriß, und bey dem zweyten Angriff ihm die Klauen in den Rücken setzte. Der Indianer ließ aus Schrecken das Beil fallen; faßte sich aber jedoch wieder, und rang so lange, bis er das blutgierige Thier, ungeachtet es ihn mit Klauen und Zähnen gepackt hatte, von vorne kriegte. Dann bekam er Muth, und ergriff, während der Tieger auf seinen Hinterfüßen stand, und ihm den Rachen in den linken Arm gesetzt hatte, mit der rechten Hand das Messer, das die Indianer an einer Schnur um den Leib tragen, und stieß es ihm bis

(*) Sieh unten Kap. XV.

bis an das Heft in den Bauch; darauf riß er die Wunde noch weiter auf, und stürzte die Bestie todt zur Erde nieder. Und gewiß, damit durfte er nicht länger säumen; denn bald nachher fanden ihn einige Indianer, die nach demselben Walde gegangen waren, geschwächt durch den starken Blutverlust, nicht weit von dem todten Tieger, mit dem blutigen Messer in der Hand liegen. Diese bemerkten, daß noch Leben in ihm war, und brachten ihn nach dem Fort, wo er durch die Sorgfalt unseres Arztes wieder vollkommen hergestellt wurde. Ich habe diesen tapfern Indianer noch lange Zeit nachher gesehen, und die Narben seiner Wunden waren noch so kenntlich, als ob er sie frisch bekommen hätte.

Ungefähr eine Woche nach diesem Vorfalle wurde uns Nachricht gebracht, daß zwey Neger von der Pflanzstädte, der Mierenberg genannt, während sie Zucker rührten, ich weis nicht durch welche Unvorsichtigkeit oder Unglück — denn man konnte keine rechte Erklärung darüber erhalten — in den Kessel gefallen wären. Ich wurde darauf nebst unserm Wundarzt dahin geschickt.

Wir trafen zwar beyde noch lebendig an; allein sie waren dergestalt zugerichtet, daß ich einen so traurigen Anblick nicht ohne Thränen betrachten konnte. Ihr ganzer Körper sah aus wie geschunden; und der Löcher, die der siedende Zucker hineingebrannt hatte, waren so viele, daß man nirgends eine Hand dazwischen legen konnte. Der Wundarzt wickelte sie, so zu sagen, ganz in Pflaster ein; jedoch ein dritter Verband war nicht nöthig. Sie starben beyde in dem äußersten Jammer; der eine unter so heftiger Raserey, daß man ihm, weil er alles, was er nur fassen konnte, entzwey brach, Hände und Füße hatte binden müssen. Inzwischen schien man auf der Pflanzstädte nicht viel daraus zu machen, man aß und trank, und war lustig. Denn weil die Neger allem Ansehen nach doch sterben mußten, bekümmerte man sich nichts darum, ob sie viel oder wenig Schmerzen litten. So wenig werden diese armen Menschen von den Christen, die ihnen doch viel größere Liebe und Mitleiden schuldig wären, geachtet.

Dieses ist das wichtigste, was mir bis jetzt auf Rio de Berbice begegnet ist. Gegenwärtig, weil

weil einige Zeit nichts von Belang vorgefallen ist, werde ich den Leser mit einigen Merkwürdigkeiten unterhalten, die die Beschaffenheit des Landes, die Lebensart der Indianer, die Erd- und Baumgewächse, die Thiere, Vögel, Fische u. s. w. betreffen.

XII. Kapitel.

Beschaffenheit des Landes. — Beschreibung einer gewissen Art Indianer, Warouwen genannt. — Dienstfertigkeit der Indianer gegen die Christen. — Andere Merkwürdigkeiten, die indianischen Männer und Frauen betreffend.

Was die Beschaffenheit des Landes betrift, so ist es durchgehends waldicht; und an verschiedenen Stellen stehen die Bäume kaum eine halbe Meile von der See, längs welcher das Land auf der Süd- und Nordseite hinläuft. Das vorderste Land wird, jedoch nicht sehr weit, bey der Fluth überschwemmt. Die Christen fangen an dem Ufer der See viele Hirsche; (*) die Indianer aber geben sich die Mühe nicht, und begnügen sich mit kleinen Krabben.

(*) S. unten Kap. XV.

An der Gränze des Waldes hält sich eine gewisse Art Indianer auf, die Warouwen heißen. Diese wohnen hier sicherer, als irgend jemand in der ganzen Gegend; denn es ist gar nicht möglich ihren Häusern beyzukommen. Der Weg zu denselben geht nähmlich über dicke Balken, die zehn bis eilf Fuß hoch von der Erde auf eine so sonderbare Art gelegt sind, daß kein Mensch bey Tage so gut darüber weglaufen kann, als sie bey der Nacht. Auch alle andern Indianer, von welcher Nation sie immer seyn mögen, scheuen sich davor; denn wenn sie einen Fehltritt thun, so fallen sie mit bloßem Leibe in die Dornen, von welchen der ganze Wald voll ist. Diese Wege sind bald länger, bald kürzer, bis sie an höheres Land kommen, welches sandicht ist, und wo sich verschiedene Quellen mit süßem Wasser befinden. Diese Warouwen bekriegen die Arewakken niemals, und werden eben sowohl als die letzteren von den Caribischen Indianern todt geschlagen; wiewohl es selten geschieht, daß sie von ihnen erwischt werden. Ihre beyderseitigen Sprachen sind ungefähr wie italiänisch und französisch von einander verschieden; und die Warouwen können

ganz leicht die Arewakken verstehen; aber nicht so vollkommen die Arewakken die Warouwen. Sie geben sich weder mit säen noch ärnten ab, und nähren sich von der Fischerey und Jagd, die sie für die Christen besorgen. Wenn die Zeit ist, daß der Jarouw — ein Fisch von der Gestalt eines starken Rötlings (*), sieben bis acht Zoll lang, doch nicht so weiß — gefangen werden muß, so benachrichtigen sie die Christen davon, die alsdann von dem Fort sowohl als den Pflanzstädten kommen, um dem Fischfange beyzuwohnen. Dieser Fisch wird in gewissen Körben, womit die Warouwen die Bäche und Quellen, die von oben herunter kommen, verstopfen, gefangen, und das in solchem Ueberflusse, daß die Christen mit genauer Noth alles einsalzen können. Er wird, wenn das Eingeweide herausgenommen, und der Kopf abgeschnitten ist, auf dieselbe Art wie die Heringe in Salz gelegt. Die Bezahlung für dieses Fischen besteht in Beilen, Messern und dergleichen Dingen, die die Warouwen gegen andere Bedürfnisse wieder an die Indianer vertauschen.

(*) Cyprinus rutilus.

Die Weiber zeigen sich unter den Warouwen nicht so geschmückt und prächtig, als unter den Arewakken; ihre Zierathen bestehen blos aus Corallenschnüren, die kreuzweise um den Leib gewunden sind; doch sind sie eben so schön, und ihre Männer etwas eifersüchtiger, und zugleich auch schamloser; denn meistens laufen sie umher ohne ein Tuch vor ihren männlichen Theilen zu haben, wohl aber befestigen sie ein Bändchen um die Eichel, ziehen dieß denn gegen den Bauch herauf, binden es um den Leib herum, und knüpfen es hinten fest. (*) Was ihre Stellung betrift, so sitzen sie entweder, oder sie kauern; und dieß

(*) Etwas dergleichen erzählt G. Marcgraf in der hist. nat. Brasiliæ p. 270. von den dasigen Wilden: „Tapujæ viri membri sui genitalis fistulam in se contrahunt & involvunt, ligantes teniola quadam, vocantque id quo ligant membrum *Tacoaynhaâ*. Religant autem quando opus est ut micant. Majore autem pudore afficiuntur monstrando virgam explicatam quam nos. Eodem modo & alii quidam Brasilienses membra sua genitalia ligant.“

Aehnliche solche Sonderbarkeiten bey andern Völkern sind im Göttingischen Taschenbuche vom Jahre 1787. S. 138 u. f. angegeben.

dieß auch dann, wenn sie eine Bank vorfinden; die lange Gewohnheit hat ihnen diese Art zu sitzen so bequem gemacht, daß sie sich gar nicht auf eine andere einlassen. Uebrigens sind sie eben so träge als die Arewakken, und beschäftigen sich, wenn sie nicht die Noth dazu zwingt, weder mit jagen noch schießen. Von den letzteren haben wir oben schon weitläuftig gesprochen, und fügen daher hier nur noch einige Bemerkungen bey.

Ungeachtet ihrer außerordentlichen Trägheit, sind sie doch sehr willig gegen die Christen, und lassen sich von denselben verschicken, und zu mancherley Diensten gebrauchen. Wenn wir einen Brief nach Rio de Tamerary oder Ysekepe schickten, war der Lohn ein Messer, das in Holland anderthalb Stüber kostet. — Sie sind gar nicht zärtlich noch lecker, und essen verschiedene Speisen, wovor andere Nationen einen Abscheu haben würden; so habe ich mehrmalen gesehen, daß sie faul-gebrütete Eyer aßen, (*) die einen Gestank

(*) Thun die Siamer auch.

von sich gaben, der gar nicht auszuhalten war. (*) Wenn man mit ihnen auf der Jagd gewesen ist, bekommen sie allezeit den Abfall vom Wilde, Gedärme, Kaldaunen u. dgl., das sie mit Atty kochen, und für einen guten Leckerbissen halten. — Gottesdienst ist ihnen gänzlich unbekannt, auch sondern sie keinen Tag von dem andern aus. — Auch haben sie keine Gesetze oder bürgerliche Verfassung, und wissen weder von Obrigkeit noch Unterthanen. Doch giebt es einen Kapitain, dem die Christen den Titel Prinz geben. Dieser hat noch das meiste zu sagen, und bekommt aus dieser Rücksicht alle zwey Jahre aus dem Vaterlande ein roth sergenes Kleid und einen Hut, womit er auch gemeiniglich an dem Fort erscheint. — Todtschlag geschieht sehr selten; und wenn ein Indianer jemand tödtet, so kann er alle Strafe damit büßen, wenn er der Wittwe oder den Kindern einen Sclaven, oder eine Sclavinn an die Stelle des Erschlagenen giebt. —

Das

(*) Eine Menge Nachrichten von ähnlichen eckelhaften Dingen, die von manchen Völkern gegessen werden, hat Herr von Haller gesammelt *Element. physiol. Vol.* VI.

Das Kindergebähren, womit unter den europäischen Nationen so viele Umstände gemacht werden, geht hier ganz gemächlich von statten. (*) Die Mutter läuft sogleich nach der Entbindung nach dem Flusse, um sich und ihr Kind zu waschen. Alsdann wird es, ohne daß man etwas von Nabelbändern oder Windeln weis, zwey oder drey Wochen in einer dazu gemachten kleinen Hangmatte, die von der rechten Schulter nach der linken hängt, von der Mutter auf dem Rücken getragen; und nach der Zeit gerades Weges in den Sand gesetzt, wo man es so lange wühlen und kriechen läßt, bis es nach und nach Kraft bekommt, sich von der Erde aufzurichten und gehen zu lernen. Auch wissen die Kinder nicht so viel

(*) Allerhand Zeugnisse von der leichten Niederkunft der Weiber unter den Wilden sind in folgenden zwey medicinischen Dissertationen gesammelt: 1) *Jo. G. Jul. Müller* (præs. Beireis) de caussis cur feminæ in Germania partibus laboriosis præ aliis gentibus magis sint obnoxiæ. Helmst. 1769. 4. Und 2) *Jo. Chr. Unzer* Cur feminis Europæis & illustribus præ aliis gentibus & rusticis partus sint laboriosiores. Gotting. 1771. 4.

viel von Heulen und Schreyen, als in unserm Vaterlande, und kriechen geduldiger auf dem Boden umher, als sie bey uns bequem und warm zugedeckt in der Wiege liegen. Ungeachtet aber so wenig Sorge für die Kinder getragen wird; so habe ich doch niemals Lahme oder Krüppel gesehen, auch keinen der schielte; ausgenommen einen, der eine lahme Hand hatte, und einen der hinkte. — Gegen die Läuse haben sie eine tödtliche Feindschaft. Wenn die Weiber sie einander abklauben, so sitzen sie zu vier, fünf und sechs beysammen; und so oft sie eine kriegen, beißen sie sie zwischen den Zähnen todt; (*) fragt man sie um

(*) Eine in allen übrigen vier Welttheilen außer Europa fast allgemein herrschende Gewohnheit. Die Tungusen, Cochinchineser, Hottentotten, Grönländer, Canadenser, selbst die Utaheiten und viele andre Völker genießen ihr Ungeziefer. Doch meines Wissens kein Volk in reicherer Maße als die Kamtschadalen. **Kraschminikow** sagt: Les Kamtschadales sont remplis d'une si grande quantité de vermine, qu'en soulevant leurs tresses, ils ramassent la vermine avec la main, ils la mettent en un tas, & la mangent. (S. *Chappe d'Auteroche* Vol. III. pag. 15.)

um die Ursache, so sagen sie, daß sie uns gleiches mit gleichem vergälten.

Ich dachte hier noch eine Beschreibung, von ihrer Art Krieg zu führen, beyzufügen; allein da ich schon an zwey verschiedenen Orten davon gesprochen habe, und nichts Wesentliches beyzusetzen weis; so halte ich es für besser, es zu unterlassen, und meine Schrift nicht durch Wiederholungen zu verlängern.

XIII. Kapitel.

Brod der Indianer, und Bereitung desselben. — Beschreibung der Erd- und Baumfrüchte. — Verschiedene bey den Indianern, und selbst auch bey den Christen gebräuchliche Getränke.

Nach dieser Erzählung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Landes und der Einwohner, will ich nun von dem, was es zum Unterhalt und zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens hervorbringt, sprechen, und zwar erstlich vom Brode, als dem nothwendigsten Bedürfnisse.

Das Brod, womit man sich hier zu Lande behilft, und auch ganz gemächlich behelfen kann, wird aus der Wurzel eines Baumes, der

Cassavy

Cassavy (*) heißt, gemacht. Dieser Baum wächset gemeiniglich zu einer Höhe von acht, neun bis zehen Fuß, und gleicht in seinem Blatte ziemlich der Esche. Wenn man ihn pflanzt, wird der Boden etwas umgehackt, so wie man es beym Pflanzen des Zuckers zu thun pflegt. Alsdann werden einige Stücke Holz von diesem Baume in die Erde gelegt, aus welchen nachher der Baum hervorsprießt, indem man die andern schwächeren Sprossen abschneidet. Die Wurzel, aus der, wie wir oben gesagt haben, das Brod eigentlich gemacht wird, ist ziemlich hart. Sie wird, nachdem die Haut davon abgeschabt ist, auf einem dazu eingerichteten Steine geraspelt, und dann in eine ungefähr vier Fuß lang, und sehr dicht aus Rohren geflochtene Presse (**) gethan. Alsdann setzen sich die Frauen auf den Deckel dieser Presse, und drücken diesen durch die

(*) Jatropha manihot.

(**) Vergleiche damit die Bereitungsart des Cassavi-Brods bey den Wilden von Orinocco, wovon neuerlich der Abate Gilii genaue Beschreibung und Abbildung gegeben. Saggio di storia Americana T. II. pag. 304. u. f. Tab. V.

die Schwere ihres Körpers dergestalt nieder, daß alles Nasse durch eine unten angebrachte Oeffnung abläuft. Das Abfließende wird in einem Topfe aufgefangen, und mit Atty oder Pfeffer gekocht; denn wenn es ungekocht gegessen oder getrunken wird, ist es ein schreckliches Gift. Wir hatten das Unglück, dieß an einigen unserer Schweine bestättiget zu finden, die davon fraßen, und augenblicklich starben. Uebrigens ist es zuckersüß, und schmeckt ziemlich angenehm. Wenn die geraspelte Wurzel nun so ausgepreßt ist, wird sie in eine runde eiserne Pfanne gethan, und, nach Maaßgabe des künftigen Gebrauchs, gelinder oder härter gebacken. Zum Getränke nähmlich muß sie viel härter, und bis zum Anbrennen gebacken werden; zur Speise aber gelinder. Es giebt ein gutes schmackhaftes Brod, das mir besser dünkt, als der gewöhnliche Schiffzwieback. Auch kann es so gemacht werden, daß es wohl zwey Jahre gut bleibt; nur gehören alsdann gute Zähne dazu, es zu kauen.

So viel über das Brod der Indianer. Von den andern Speisen, Fleisch nähmlich und Fischen, soll nachher gehandelt werden, wenn ich erst einiges

niges von den Erd- und Baumfrüchten, den verschiedenen Getränken u. s. w. werde gesagt haben.

Unter den mancherley Erdfrüchten, die die gütige Natur hier zu Lande erzeugt, findet man auch eine Art Böhnchen, die an Schmackhaftigkeit unsern vaterländischen gar nicht nachstehen. Sie wachsen im Ueberfluß; werden aber doch von den Christen ordentlich gepflanzt und ausgehülset.

Es giebt noch eine andere Art Böhnchen, die wild wachsen, von der Größe unserer Schotenerbsen sind, und eine auf der Oberfläche rauhe Schale haben. Dieses Rauhe, das ganz kurz, und feiner als ein Haar ist, ist das beste Kribbelkraut, das man nur finden kann. Denn wenn man etwas davon auf den Finger nimmt, und jemand irgend einen Theil des Körpers damit bestreicht, so verursacht es ein unerträgliches Jücken, das länger als eine halbe Stunde anhält, und so schmerzlich ist, daß man nicht einen Augenblick sich des Kratzens erwehren kann. Ob übrigens das Innere dieser Böhnchen gut zu essen ist, weis ich nicht. Sie laufen in die Höhe

wie die Schminkbohnen, haben aber ein viel kleineres Blatt.

Artischocken, die man hieher geführt hat, gerathen sehr wohl; und man würde gewiß noch viel mehr aus ihnen machen, wenn die holländische Butter weniger rar wäre. — Auch der Sellery kommt gegenwärtig ziemlich gut fort.

Melonen und Gurken, von derselben Art wie in unserm Vaterlande, hat man das ganze Jahr hindurch.

Portulak wächst an vielen Orten wild, und ist sehr gesund.

Jammes (*) und Petaddes (**), inländische Erdgewächse, giebt es in großer Menge; weisse sowohl als rothe. Sie sind mehlartig, und geben einen sehr schmackhaften Salat, vorzüglich, wenn sie mit etwas grünem, als Portulak, Senfblättern u. dgl. gekocht werden. Diese Jammes und Petaddes werden, wenn sie geraspelt sind, von den Indianern häufig unter die Orianefarbe vermischt. Auch macht man ein Getränk daraus. Sie wachsen wie die Gurken; nur sind die Blätter viel kleiner. Der

(*) Dioscorea alata, sativa &c.
(**) Convolvulus batatas.

Der Weinstock gedeiht außerordentlich. Wir hatten einen Weingarten hinter dem Fort, in unserm Hofe, der des Jahrs dreymal reife Trauben lieferte.

Zuckerrohr wächst sehr geil, und in großer Menge. Es kann drey Jahre nacheinander Frucht tragen; aber das vierte kommt es sparsamer und giebt keinen Saft. Es steht zwölf Monate, ehe es gekappt wird.

Der Tobak, ob er gleich nicht zur Speise gebraucht wird, verdient doch hier auch eine Stelle. Es wächset so viel, als verbraucht werden kann; doch ist er nicht so gut als der Virginische, und schwerer im Rauchen.

Die Baumfrüchte sind auch vorzüglich gut, und einige derselben so schmackhaft, daß die vaterländischen gar nicht in Vergleich damit kommen. Hieher gehören z. E. die Wasserlimonen, die diesen Namen nicht haben, weil sie im Wasser wachsen; — denn die Bäume stehen eben sowohl als andere auf dem Lande — sondern weil sie sehr wässericht und kühl sind; dessen ungeachtet kann man aber doch ohne die geringste üblen Folgen, so viele davon essen, als man will. Sie

sind

sind von außen grün, von innen aber röthlicht, gleich Apfelblühten.

Die Orangenbäume sind ungemein groß. Bey dem Fort ist ein Hain davon, der 80 bis 100 Ruthen lang, und mit Limonienbäumen eingefaßt ist. Dieses ist ein sehr angenehmer Spaziergang, sowohl wegen des Schattens, als auch wegen des angenehmen Duftes; denn man findet beständig Blühten, grüne und reife Früchte. Letztere sind von der Größe eines gewöhnlichen Apfels, und schmecken eben so gut, als sie riechen. Die Limonen sind etwas kleiner, ungefähr wie eine Zuckerbirn, doch äußerst saftig. Wir ließen jährlich zehn bis zwölf Faß pressen, und schickten den Saft davon nach Holland.

Die Dattelbäume sind auch außerordentlich gut. Dieser Baum hat ein Mark, das, roh gegessen, so gut schmeckt als eine Nuß, und gedämpft, vollkommen dem Kohle gleicht. Das Holz ist sehr hart, und möchte wahrscheinlich vortheilhaft gebraucht werden können; allein man hat hier zu Land nicht genug Kenntniß von den Eigenschaften der Dinge.

Der Gujavis (*) ist gleichfalls eine angenehme Frucht. Er wächset in den Savaanen oder Wiesen, an zwey bis drey Zoll dicken Bäumchen. Gedämpft schmeckt er beynahe wie Quitten; roh hat er einen ähnlichen Geschmack, nur zieht er etwas den Mund zusammen. Die Farbe ist gelb, und die Größe wie bey einem kleinen Apfel.

Man findet auch eine gewisse Frucht, die Cajouw-Apfel (**) genannt wird. Diese wächst an Bäumen, die wie gewöhnliche Apfelbäume aussehen; ist außerhalb roth und länglicht; zieht den Mund etwas zusammen; und wird für ein gutes Mittel gegen den Durchfall gehalten.

Außerdem giebt es eine Art Aepfel, Yet-Aepfel (***) genannt. Sie haben die Gestalt eines Fichtenapfels, und die Größe eines gemeinen Apfels. Anstatt des Kernhauses haben sie einen sehr großen Stein. Um diesen liegt einen guten Messerrücken dick eine gewisse mehlartige Ma-

(*) Psidium pyriferum.

(**) Anacardium occidentale.

(***) Jet-Appelboom, eine Art Palme. — S. *Hartsink's* Beschr. von Guiana Vol. I. p. 68.

Materie, von gelber Farbe; diese hat die Eigenschaft, daß, wenn man acht oder zehen von diesen Aepfeln ißt, der Körper so einen gelben Schweiß ausdünstet, daß es selbst an den Hemden sichtbar wird. Diese Frucht wächst an einem Baume von gewöhnlicher Größe, der birnbaumähnliche Blätter (*) hat.

Die Feigen sind höchst schmackhaft, apfelblühtenfarben, und so groß wie eine Birn. Sie hängen beynahe das ganze Jahr hindurch an den Bäumen.

Es giebt auch noch ein gewisses kleines Bäumchen, das dem Kirschbaume ähnlich ist, und eine besondere Art von Nüssen, Purgier-Nüsse (**) genannt, trägt. Sie wachsen in einer Schale, die, wenn sie reif ist, schwarz aussieht; sind schmackhafter als eine Haselnuß, und nicht so

(*) Hier ist ein Irrthum. Denn Hartsink, der übrigens denselben Baum und seine Frucht genau beschreibt, sagt, daß seine Blätter auf fünf Fuß lang sind.

(**) Schyt-nootje. — S. *Hartsink's* Beschreib. von Guiana Vol. I. pag. 83. — Vermuthlich ist die Frucht die Jatropha multifida, die Avellana purgatrix des Monardes.

hart. Sie müssen jedoch mit Vorsicht gegessen werden. Denn wenn man nicht ein gewisses Häutchen, das mitten in dem Kern sitzt, rein heraus macht, so verursachen sie Uebelkeit, Schwindel und heftigen Durchfall. Außer jenen Häutchen aber haben sie ganz und gar nichts Schädliches. Neulinge werden daher gemeiniglich damit betrogen.

Außer diesen gemeldeten Bäumen hat man auch Ananas, Benanes, Bakoves (*) u. s. w. lauter Früchte von ausnehmender Delicatesse, die alle im Ueberflusse zu bekommen sind.

Die Marmelade (**) ist gleichfalls eine leckere Frucht. Sie wächst an Bäumen von gewöhnlicher Größe, zwischen zwey Schalen, beynahe so wie die römische Bohne doch sind die Schalen nicht so dick, wohl aber eben so breit. Diese Frucht ist von außen gelb, und von innen röthlicht, und schmeckt wie eine Confitüre.

Der Atty oder spanische Pfeffer wächst an Bäumchen, die der Johannisbeerstaude gleichen.

(*) Westindischer Pisang. Musa sapientum.

(**) Coumaramara — S. Hartsink's Beschreib. Vol. I. p. 55 seq.

chen. Wenn man sie pflanzt, wird der Saame gekocht, und so ausgesäet.

Man könnte noch einige andere Erd- und Baumgewächse anführen; indeß sind dieß die vornehmsten. — Was das Getränk anbelangt, so hat man verschiedene Arten desselben, alle aber werden auf eine unreinliche Art zubereitet. (*)

Erstlich hat man Beltiry; diese wird aus Carsavy-Brod gemacht, welches alte Weiber kauen, und mit einer großen Menge Speichel vermischen. Diese gekauete Brocken läßt man mit ungefähr dreymal so viel Carsavy-Brod weichen,

(*) Ich entsinne mich nicht bey irgend einem andern Reisebeschreiber eine so umständliche genaue Nachricht von den verschiedenen Arten dieser mit Speichel gegohrnen amerikanischen Getränke gelesen zu haben. — So bereiten die Taheiten und andere Insulaner des stillen Oceans ihr Kava aus der Wurzel des piper methysticum. S. *Wilh. Corn. Schouten* Reise um die Welt in *Dalrymple's* Collection of voy. in the South-pacific Ocean Vol. II. p. 54. seq. Herrn Geh. Rath Forsters Comment. de plantis esculentis insular. oceani australis pag. 76 seq. und *Cook's* Voy. for discoveries in the northern hemisphere Vol. I. p. 316 seq.

bis sich beydes zu einem dicken Brey setzt, alsdann wird es ganz ordentlich zwischen Blätter gelegt, und aufgehoben. Wenn nun Getränk gemacht werden soll, so nimmt man eine Handvoll davon, und mischt dieß unter das Wasser. Bey dem Trinken muß man die Zähne dicht auf einander schließen, damit die Brocken davor liegen bleiben.

Payewar wird beynahe auf dieselbe Weise zubereitet; nur läßt man ihn eine Nacht stehen, wodurch er einen säuerlichen nicht unangenehmen Geschmack annimmt. Wir lassen dieß Getränk durch eine Brodpresse gießen, in welcher dann die Brocken liegen bleiben.

Pernouw oder Bassia wird gleichfalls aus gekautem und ungekautem Carsavy-Brod gemacht, nur muß das letztere hiezu stärker gebrannt seyn, und in einer größern Menge genommen werden. Diese Mischung wird durch eine Presse gegossen, gährt alsdann drey oder vier Tage, und giebt einen guten Schaum. Es ist dieß ein gutes Getränk, das die Farbe und den Geschmack des Bieres hat; nur wird es nicht so klar. Uebrigens ist eine Portion für einen oder

zwey Stüber hinlänglich, um ziemlich betrunken zu machen.

Commany wird vorzüglich auf Ysekepe gemacht. Man nimmt, so wie zu allen hiesigen Getränken, gekaute Brocken, und hart gebackenes Carsavy=Brod, das einige Zeitlang gelegen hat, und über und über schimmlicht geworden ist. Hierunter mengt man verbrannte, in lauem Wasser geweichte Carsavy=Kuchen. Dieß giebt eine Art von Morgengetränk, das berauschend ist, aber einen etwas widrigen Geschmack hat.

Cassyry ist ein Getränk, das aus rothen Jammes und Petaddes, gekauten Brocken und Carsavy=Brod gemacht wird. Es wird auch durch eine Presse gegossen, gährt alsdann zwey oder drey Tage, und ist ein ganz guter und schmackhafter Trank.

XIV. Kapitel.

Verschiedene Arten von Bäumen, die zu Rio de Berbice gefunden werden.

Außer den mancherley Fruchtbäumen, von denen wir vorher gesprochen haben, giebt es auch verschiedene andere Arten Bäume, die zwar keine

Frucht tragen, aber doch anderweitigen Nutzen haben.

Hieher gehören erstlich die Cederbäume. (*) Diese wachsen in Ueberfluß, und werden zu Brettern geschnitten, aus denen man Kisten verfertigt. Einige dieser Bäume sind so dick, daß die Bretter bis drey Fuß breit sind.

Eine andere gute Holzart ist das Eisen- oder Sinkholz. (**) Es hat diesen Namen, weil es im Wasser seiner Schwere wegen zu Grunde geht. Es ist sehr gut, um Dinge daraus zu machen, die viele Gewalt aushalten müssen.

Auch findet man Brasilienholz; (***) doch wächst dieß meistens in Ysekepe, und kostet fast eben so viel zu hacken, als es werth ist.

Cattunbäume (†) sind in Menge durch das Land verstreut; meistens aber stehen sie bey den Häusern der Indianer, die indeß wegen ihrer angebohrnen Faulheit, gar nicht den Gebrauch davon machen, der wohl davon gemacht werden könnte. Auch

(*) Cedrela odorata.

(**) Fagara pterota.

(***) Cæsalpina Sapan?

(†) Gossypium hirsutum? oder ein Bombax?

Auch sieht man um die Häuser der Indianer eine gewisse Art Bäume, (*) die so groß als ein niedrigstämmiger Apfelbaum sind, und ein Blatt haben wie eine Birn. Diese tragen das ganze Jahr hindurch eine Frucht, Oriane genannt, die sowohl hier als im Vaterlande für eine gute Farbe bekannt ist. Die Schale ist röthlich und stachelicht, gleich den Karden, die die Tuchscheerer gebrauchen; doch sind die Stacheln schlaffer als bey jenen Karden. Innerhalb sieht die Schale weißlicht aus, und enthält acht bis zehen Kügelchen Farbe, die nicht so groß sind als eine weisse Erbse. Diese sammeln die Indianer, und vermischen sie mit geraspelten Jammes oder Petaddes und etwas Krappöl, um sie vor dem Wurm, der die Kraft der Farbe verzehrt, zu bewahren.

Die Krappbaume (**) wachsen überall in den Wäldern. Die Schale oder Nuß hat die Größe einer Kastanie. Außer der guten Farbe, die daraus bereitet wird, liefert der Krapp auch, wenn er

(*) Bixa orellana.

(**) Crabboom. — *Hartsink's* Beschr. v. Guiana Vol. I. p. 76.

er gestampft und in die Sonne gesetzt wird, eine Art Oel, das für gichterische Personen sehr heilsam ist. Wenn die leidenden Theile vor einem Feuer von Eichenholz mit diesem Oele bestrichen werden, fühlen die Patienten in wenigen Augenblicken Erleichterung ihrer Schmerzen. Die Krappnüsse werden zu dem Ende auch wohl ganz gekocht, und alsdann getrocknet und gestampft in die Sonne gesetzt, die zwar auch so das Oel in großer Menge auszieht; allein es ist doch nicht so kräftig und heilsam.

Es giebt auch etliche Arten Bäume, aus denen man Gummi ziehen könnte. Ich habe selbst sieben oder achterley gehabt, doch ohne zu wissen, wozu sie zu gebrauchen wären.

Gittegamba (*) (Gummigut) würde es auch überflüßig geben, wenn die Indianer nicht zu faul wären, Oeffnungen in die Bäume zu machen, und es zu sammeln. Man könnte mir einwerfen, daß die Christen es thun müßten, allein diese haben aus mehrern Ursachen dazu keine Gelegenheit.

Ich

(*) Cambogia gutta? S. der Merian Veranderring der Surinaamschen Insecten Tab. XX.

Ich zweifele nicht, daß sich auch Medicinalia (*) finden, allein man hat noch keine hinlängliche Aufmerksamkeit auf dergleichen Dinge gewendet.

Die hohlen Bäume, die sich hin und wieder in den Wäldern finden, liefern auch eine Menge Honig, welcher von den Indianern, vornehmlich den Marouwen, in kleinen Partieen, so wie sie ihn aus den Bäumen holen, zu Kaufe gebracht wird. Das Wachs ist ganz ungewöhnlich schwarz. Wir ließen unsere Kerzen daraus machen. Bisweilen wird es auch, wenn die Indianer den Honig selbst behalten, in Rollen oder Scheiben zu Kaufe gebracht.

Um alles mit einem Worte zu sagen; das Land würde sehr gut und fruchtbar seyn, wenn es andere Menschen als die Indianer zu Einwohnern hätte.

(*) Schon Hanns Staden sagte über hundert Jahre vorher von seinem Tuppin-Inbas: „Wenn ihrer einer verwundt wird, haben sie jr eigen Kreuter damit sie sich heylen.“ — Doch das versteht sich auch ungesagt von selbst.

XV. Kapitel.

Verschiedene Arten von Thieren, Vögeln und Fischen, nebst merkwürdigen Eigenschaften derselben.

An allen bisher erzählten Dingen, die zum Leben des Menschen nothwendig sind, oder demselben einigen Nutzen und Vergnügen gewähren, hat man zu Rio de Berbice auch keinen Mangel an Vieh, Vögeln u. s. w. Da ich mir vorgenommen habe, hievon in diesem Kapitel zu handeln; so werde ich zuerst von denjenigen Thieren, die den Menschen zur Speise dienen, sprechen, und dabey auch einiger andern Arten gedenken; und darauf zu den Vögeln und Fischen übergehen. Ich fange mit dem Wildpret, als dem, meiner Meynung nach, vorzüglichsten Fleische an, und gebe unter diesem die erste Stelle dem Hirsche (*) und Rehe. (**)

Beyde giebt es in großem Ueberflusse, nur sind sie wegen ihres scheuen Wesens nicht immer leicht

(*) Vermuthlich der Cariacu. — *Buffon* Vol. XII. Tab. XLIV.

(**) Moschus americanus? — *Seba* thes. Vol. I. Tab. XLIV. Fig. 2.

leicht zu schießen. Ich habe bisweilen etliche zwanzig bey einander gesehen, wenn sie sich aber unter dem Winde befinden, kann man niemals zum Schusse kommen. Viele werden in dem Wasser gefangen, auf das man sie zutreibt, um sie mit geringerer Mühe zu bekommen. Sie sind sehr stark im Schwimmen, und geben dem Jäger, wenn er sie nehmlich nicht sogleich todt haben will, durch ihren Widerstand eben so viel Arbeit als Unterhaltung. Wir hatten auf dem Fort gemeiniglich alle Wochen ein oder zwey Stücke, bisweilen auch mehrere, je nach dem Gelegenheit war, oder wir Mühe anwenden wollten. Die Indianer müssen keinen so guten Geschmack daran finden als die Christen; denn ich habe einmal für ein Messer, das zwey Stüber werth war, ein ganzes Reh gekauft. Das Fleisch ist etwas trocken. Es verdient angemerkt zu werden, daß man einem Hirsch oder Reh, so bald es geschossen ist, die Nase abschneiden muß, sonst sind sie in einer Zeit von zwey bis drey Stunden stinkend. Die abgeschnittene Nase giebt auch einen so abscheulichen Geruch von sich, daß man sie augenblicklich wegwerfen muß.

Auch

Auch Hasen (*) giebt es in großer Menge; sie sehen aber etwas anders aus als die unsrigen. Der Rücken ist braun mit weissen Flecken; der Bauch weiß, und die Läufe und Ohren kurz, so daß sie mit andern Hasen gar keine Aehnlichkeit haben. Der Geschmack ist sehr delicat, wiewohl gar nicht hasenmäßig; denn das Fleisch ist durchaus mürbe und so weiß als Kalbfleisch. Man brüht sie in heißem Wasser, schabt die Haare ab, und kocht sie in der Haut; es sey denn, daß man sie braten oder dämpfen will.

Kaninchen (**) sieht man in Ueberfluß; doch sind sie nicht so gut als die holländischen. Das Fleisch ist trockener, und daher nicht so schmackhaft. Der Kopf allein gleicht etwas unsern Kaninchen, wenn man nähmlich die Ohren abrechnet, welche eben so wie die Läufe ganz kurz sind. Das Haar ist durchgehends grau. Sie halten sich in den Wäldern auf, und werden eben so wie die Hasen, mit Hunden gejagt.

Im

(*) Cavia paca.
(**) Cavia aperea.

In nicht geringerer Menge findet man die wilden Schweine (*); sie werden aber selten auf dem trockenen oder hohen Lande gefangen, da sie sich meistens an dem Flusse aufhalten. Im Monate April laufen sie, worauf die Warouwen genaue Acht haben. Es machen sich alsdann einige Fahrzeuge von dem Fort und den Pflanzstädten bereit, und versehen sich wohl mit Salz. Wenn sich diese dann nach dem Platze verfügt haben, wo die Jagd geschehen soll, so postiren sich die Indianer hier und da mit Pfeil und Bogen in der Hand. Die Schweine laufen alle hintereinander, und geben so Gelegenheit, sie desto bequemer zu treffen; doch wird niemals das erste von dem Trupp geschossen, wohl aber das zweyte oder dritte. Wenn sie verwundet sind, wohin sie auch immer der Pfeil getroffen haben mag, lassen sie die Indianer geradezu fortlaufen, bis sie durch den Verlust des Blutes todt zur Erde niederfallen. Alsdann, wenn nähmlich der ganze Trupp passirt, und das Geschossene auf der Spur verfolgt, und den Christen hingebracht

(*) Sus tajassu.

bracht ist, so fangen diese ihre Arbeit an, sengen die Borsten ab, schneiden alle Knochen aus, und legen das Fleisch stückweise wohl gesalzen in Tonnen. Dieß giebt eine sehr gute Speise; niemals aber habe ich etwas angenehmeres gegessen, als ein junges frisches Ferken, und eben dieß gilt auch von den Hasen, von denen ich kurz vorher gesprochen habe. — Die Natur scheint übrigens in Ansehung dieser Thiere auf eine verkehrte Art gehandelt zu haben; denn anstatt alle andere Thiere den Nabelunter dem Bauche haben, haben diese ihn auf den Rücken (*), wie ich mich deßfalls auf das Schwein berufe, das lebendig nach Vlissingen geschickt wurde. Sie sind übrigens nicht so groß, als an andern Orten; das größte wiegt ungefähr 60 Pfund.

Es wurden verschiedentlich zahme Schweine aus Holland geschickt, um auch diese Art hieher zu verpflanzen; allein sie wurden so übermäßig fett, daß sie ihre Jungen nicht aufbringen konnten. (**)

Und

(*) Es ist bekanntlich nicht der Nabel, sondern der Bisambeutel, den diese Schweine am Ende des Rückens haben.

(**) Ein andres Hinderniß der Schweinezucht siehe in der folgenden Reise Kap. IV, und X.

Und doch wurde ihnen niemals Futter vorgeworfen; sie wußten es aber wohl aus den umliegenden Wäldern sich zu holen.

Kühe laufen in Menge wild herum. Sie sind ehemals zahm gewesen, geriethen aber durch die Vernachläßigung der Menschen in die Wälder, wo sie eine wilde Art angenommen haben. Man schießt sie geradezu nieder, weil man sie ihrer Wildheit wegen nicht schlachten kann. Niemals habe ich Schmeer bey ihnen gefunden; auch Nierenfett haben sie sehr wenig. Im Anfange, als ich erst nach Rio de Berbice gekommen war, wurde alle vierzehen Tage eine geschossen; aber nachher kam dieß außer Gebrauch. Unter meinem zweyten Oberhaupte ließen wir gemeiniglich alle drey oder vier Wochen eine Partie in einen Umkreis von Pfälen, die zu dem Ende eingeschlagen wurden, treiben, und nahmen ihnen ihre Kälber ab, und setzten diese in einen Stall; allein, es schien alles Zahme bey ihnen verschwunden zu seyn; denn sobald sie ins Freye kamen liefen sie wieder in den Wald.

Hunde sieht man von verschiedenen Arten, mit den Indianern laufen, eben so wie bey uns.

Sie werden von jung auf zu verschiedenen Gattungen von Jagd abgerichtet, und stehen bey ihnen in großer Achtung. Sie wissen ein Schwein zu halten, und sich mit besonderer Behendigkeit vor den Hauern desselben zu hüten. Wenn ein Hund hinter einem Wilde ist, weis der Jäger an dem Bellen des Hundes, von was für einer Gattung dasselbe ist; denn nach der Verschiedenheit der Jagd ist auch das Bellen des Hundes verschieden. Eine große Plage für die Hunde sind die Buschwürmer (*); diese wachsen zwischen Fell und Fleisch, und sind im Anfange sehr klein; wenn sie die Größe des Gliedes eines Fingers erreicht haben, drückt man sie heraus.

Tieger (**) giebt es ziemlich viel; doch hört man selten, daß sie Menschen anfallen. Die Ursache ist, daß genug andere Thiere sind, an denen sie ihre Raubgier auslassen können. Doch ereignet es sich bisweilen, daß sie sich auch an Menschen machen, wovon wir oben ein Beyspiel angeführt haben. — Man sieht einige, die fünf bis sechs Fuß lang sind. — Auch giebt es eine

Art

(*) Vermuthlich eine acarus.
(**) Felis onça.

Art kleiner Tieger (*), die man Katzentieger nennt, wahrscheinlich, weil sie nicht viel größer als eine starke Katze.

Zahlreicher als irgend eine Art von Thieren sind aber die Meerkatzen. Wenn man längs dem Flusse hinfährt, sieht man eine solche Menge, daß Neuangekommene sich nicht genug verwundern können. Man hat sehr viele Arten derselben, als Grolders, Ytoerybalys, Lootsmannen, Bakkers, Kaboutermannetjes, Doodtshoofdjes u. s. w.

Die Grolders werden so genannt, weil sie des Nachts ein Geschrey machen, als wenn jemand grölt oder gurgelt.

Die Ytoerybalys sehen aus wie alte runzelichte Mütterchen, und haben keine Haare an dem Hintern. Diese Art ist sehr garstig, und giebt einen unangenehmen Anblick.

Die Lootsmannen haben lange hübsche Bärte unter dem Kinn, und geben sich ein gewisses großes Ansehen.

Die Bakkers werden so genannt, weil sie die vordersten Pfoten beständig so bewegen, als jemand, der Brod knetet.

(*) Felis tigrina.

Die Kaboutermannetjes haben wahrscheinlich diesen Namen, weil sie so fertig durch die Bäume springen können. Bald sieht man sie hier, bald da, und das mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man kaum das Auge auf ihnen behalten kann.

Die Doodtshoofdjes sind sehr kleine nette Thierchen. Sie sitzen gemeiniglich auf größeren Meerkatzen, die sie, wenn sie hungrig werden, so lange beißen, bis sie sie auf irgend einen Fruchtbaum bringen, wo sie etwas zu fressen finden.

Alle diese Gattungen von Meerkatzen dienen den Indianern zur Speise. Ich für meine Person konnte wenig Geschmack daran finden; wahrscheinlich, weil sie nicht gut zubereitet waren. Die, von der ich aß, war geberbekotet, oder auf indianische Art gebraten. Es geschieht dieß, wie ich anderswo schon gesagt habe (*), auf einem hölzernen Roste, der ungefähr zwey Fuß über der Erde steht. Hierauf wird die Speise gelegt, oben mit Blättern zugedeckt, und bey ganz wenigem Feuer gar gebraten. Aber alles, was auf diese Art zubereitet wird, fällt ziemlich trocken aus.

(*) S. oben Kap. VII.

aus. Und dieß war auch die Meerkatze, der man vorher blos das Haar abgebrannt hatte, wodurch dann die Haut ganz abscheulich aussah.

Schildkröten hat man auf dem Lande; im Wasser habe ich nie welche gesehen. Sie werden in den Wäldern gefunden, und durch die Indianer zu Kaufe gebracht. Die größesten sind zwölf bis funfzehn Zoll lang, und verhältnißmäßig dick und breit. Wenn man sie essen will, wird die unterste Schale abgehackt, und alsdann alles herausgeschnitten. Als Suppe zugerichtet, ist es ein recht gutes Essen. Die oberste und unterste Schale, vor dem Feuer gebraten, ist ein kleiner Schmaus. Die Leber sieht fast eben so aus, wie bey einem Rochen, ist aber ungleich delicater.

Nicht minder schmackhaft sind die Ameisenfresser (*), ein langleibiges Thier mit einem langen haarigen Schwanze, kurzen Pfoten und braunen Haaren. Sie haben diesen Namen, weil sie mit ihrer scharfen und langen Zunge die Ameisen aus ihren Löchern zu holen wissen.

(*) Myrmecophaga.

Unter den Wasserthieren sieht man auch Crocodile (*); jedoch sind ihrer nicht viele. Es wurde uns ein einzigesmal einer lebendig zu Hause gebracht. Er war in einander gerollt, und ungefähr drey und einen halben Fuß lang. Er wurde umgebracht und auf zweyerley Art zugerichtet; schmeckte aber weder nach Fisch noch Fleisch. Inzwischen kann ich sagen, daß er, man mag ihn für Fleisch oder Fisch halten, so weiß wie Kreide war, und einen leckern Geschmack hatte. Auf allen meinen Reisen durch das Land habe ich ein einzigesmal einen Crocodil gesehen. Ich schoß darauf, kriegte ihn aber nicht, weil die Kugel auf den Schuppen abglitschte.

Weiter oben in dem Flusse werden auch bisweilen Seekühe gefangen; von denen ich aber wenig sagen kann, weil ich sie nie gesehen habe. Gleichwohl habe ich von dem Fleische, so wie es die Indianer zubereiten, gegessen; und glaube, daß es auf eine bessere Art zugerichtet, nicht unschmackhaft seyn muß.

Auch muß ich den kleineren Thieren, die nicht gut unter eine Klasse zu bringen sind, hier eine

(*) Lacerta alligator.

eine Stelle geben. Unter diesen sieht man eine Menge Eidexen, welche durchgehends eine schöne grüne Farbe haben, die in der Sonne einen lebhaftern Glanz von sich giebt, als irgend die Federn eines Vogels. Sie sind sehr behende und schnell.

Ferner giebt es sehr viele Liguanen. (*) Sie sind an Farbe und Flecken den Eidexen nicht unähnlich, jedoch viel größer; denn den Schwanz abgerechnet, sind sie wohl anderthalb Fuß lang. Sie legen gemeiniglich an die dreyßig Eyer, die blos mit einer Haut umgeben sind. Ich habe oft davon gegessen, und fand sie ganz schmackhaft.

Heuschrecken habe ich nirgends von der Größe gesehen. Eine, die Herr von Graaf zu Ysekepe seiner Größe wegen aufbewahrte, war über fünf Zoll lang.

Eine verhältnißmäßig nicht minder ansehnliche Gestalt haben auch die Ameisen (**), die über einen halben Zoll lang sind. Sie thun, so viel man mit Gewißheit weis, keinen Scha-

(*) Lacerta iguana.

(**) Formica cephalotes &c.

den. Inzwischen ereignet es sich alle sieben oder acht Jahre, daß die Wurzeln vom Carsavy, Tobak und andern Früchten weggefressen werden, und dieß schreibt man, ohne aber der Sache gewiß zu seyn, den Ameisen zu. Ich habe ein solches Jahr erlebt, und sah unter andern, daß ein Soldat für eine Pfeife Tobak zwey Stunden lang Schildwache stand. Denn die Wurzeln des Tobaks waren alle abgefressen, wodurch dann die Pflanze vertrocknete.

Kakkerlacken (*) findet man blos in den Häusern der Christen; sie sind braun, und haben einen sehr platten Leib, daher sie leicht durch die Ritzen in Kisten und Kästen schliefen können. Doch thun sie, außer an Linnen und Wollen, keinen Schaden. Sie kommen meistens des Abends zum Vorschein, und haben, eben so wie einige Arten unserer Käfer, Flügel. Die größten sind ungefähr einen Zoll lang.

Spinnen giebt es kleine und große. (**) Ich habe zwey gehabt, die, wenn man sie aufsetzte, mehr

(*) Blatta americana — S. der Merian Veranderig der Surinaamschen Insecten Tab. I.

(**) Aranea avicularia, spinimobilis &c.

mehr Platz einnahmen, als eine flache Hand. Der Körper allein hatte die Größe eines halben Reichsthalers. Sie sind schwarz und rauch, und haben Zähne. Ob sie vergiftet sind, wie einige behaupten, weis ich nicht. Wenigstens habe ich nie gehört, daß sie Schaden gethan hätten. Man findet sie gemeiniglich in den Dächern der Negerhäuser.

Kröten sieht man viele, und von ungemeiner Größe. Diese sind giftig, und werden mit aller Sorgfalt vermieden.

Man hat auch Ratten; sie kommen aber aus den Schiffen, entweder durch Schwimmen, oder bey sonst einer Gelegenheit.

Schlangen giebt es von verschiedenen Arten und Größe. Die vornehmsten sind die Klapperschlangen, von einer Klapper, die sie hinten am Schwanze haben, so genannt. Diese Klapper macht, so wie sie fortlaufen, ein beständiges Geräusch. Sie besteht aus mehreren Schalen, von denen man auf jedes Jahr eine rechnet. Ich habe eine solche Schlange mit neun Gelenken gehabt, die, so bald sie sich nur rührte, ein greuliches Gerassel machte. Sie sind sehr giftig, und

ihre

ihre Stiche oder Bisse sind nicht anders zu heilen, als durch Ausbrennen, oder durch ein Brechmittel, das aus Menschenkoth (*) besteht. Die andern Schlangenarten sind weniger giftig. Ich habe eine Haut gesehen, die acht Zoll breit und ungefähr eben so viele Fuß lang war; allein die Schlange, der sie zugehörte, war, der Größe ungeachtet, doch nicht giftig gewesen. Man hat auch viele Wasserschlangen, vornehmlich in dem Fluß Canje; sie thun aber keinen Schaden, und werden von den Indianern und Negern gegessen, die selbst in Ansehung der giftigen, in diesem Stücke nicht die geringste Bedenklichkeit haben. Von dem Geschmack derselben weis ich nichts zu sagen, da ich nicht Neugierigkeit oder vielmehr Dreistigkeit genug hatte, sie zu kosten. Auf allen meinen Reisen zu Wasser und zu Lande habe ich nie dergleichen Unthiere angetroffen; ungeachtet die Schlangen bey Nacht hie und da auf den Wegen frische Luft suchen.

Auch Vögel finden sich an dem Rio de Berbice im Ueberflusse, und von allerley Arten.

So

(*) Vergl. die Recherches philos. sur les Américains Vol. II. pag. 255.

So habe ich an verschiedenen Orten im Lande umher sehr viele Hühner gefunden, die aber nicht so groß und auch nicht ganz so schmackhaft sind, als die unserigen.

Im Gegentheil sind die Truthühner viel besser und schwerer als bey uns. Ich habe eine gegessen, die mehr als 24 Pfund wiegen mochte, und auf der Brust wohl zwey Finger dick Speck hatte. Die Christen geben sich mit der Zucht derselben ab, und füttern sie mit Milie oder türkischem Waizen, der dort im Ueberfluß wächst.

Feldhühner sieht man gleichfalls in Menge. Sie stehen aber in keiner großen Achtung, und selten nimmt sich jemand die Mühe, eine Flinte nach ihnen loszuschießen.

Eine Art Vögel hat man, die ungefähr so groß als Hühner, oben auf dem Leibe schwarz, und unter dem Bauche weiß sind, und einen ziemlich langen Schwanz haben. Diese werden Panyssen genannt, und weil sie sehr delicat schmecken, häufig geschossen. Wenn man nach ihnen ausgeht, muß dieß vor Tag geschehen, weil sie außerordentlich scheu sind. Auf ihr Gezwitscher, wodurch sie sich verrathen, verfügt sich der Jäger

unter

unter den Baum, löscht seine Leuchte aus, und erwartet den Anbruch des Tages. Alsdann sucht er den Vogel zu treffen, der, wenn er auch niederfällt, doch noch eine ganze Weile so schnell fortlauft, daß ihm der Jäger kaum folgen kann.

Wilde Tauben giebt es mehr, als man Lust hat längs dem Flusse hinzufahren, um sie zu schießen. Auch giebt es zahme Tauben, die sich mit ausnehmender Fruchtbarkeit vermehren.

Unten am Flusse findet man Wasservögel von der Größe eines Huhns. Sie haben ein so schönes Roth, als kein Maler zu malen im Stande ist. Sie sind etwas scheu, doch aber, wie ich glaube, nicht schmackhaft, weil sie Fische fressen.

Auch giebt es unter den Wasservögeln Enten und Wasserschnepfen. Was die ersten anbelangt, so sehen sie bald eben so aus, als die unsrigen; sie gehen aber wenig zu Wasser, und haben einen bessern Geschmack. Noch eine andere Art, die große rothe Nasen auf den Schnäbeln haben, wird zur Zucht gehalten. Ich habe eben solche auf Houslaardyk laufen sehen. Sie bleiben die meiste Zeit außer dem Wasser, und sind, gehörig zubereitet, ein ganz gutes Gericht. Eben diese

Art

Art hält sich auch wild vorzüglich an der Seeküste auf, wo wir bey Gelegenheit öfters auf sie ausgiengen.

Wasserschnepfen sind in solchem Ueberflusse, daß ich gesehen habe, daß mit einem Schusse gegen 60 getroffen wurden. Niemand aber wollte sich nur die Mühe geben, sie zu rupfen. Unten am Flusse werden sie am meisten gefunden.

An der Seeküste, in den Wiesen, sieht man eine Art Vögel, die, was die Gestalt und Größe anlangt, den Störchen nicht unähnlich sind; sie haben aber buntere Federn.

Die Erscheinung eines andern Vögelchens, das einen Glanz, wie ein Goldkäfer hat, wird von den Indianern für keine gute Vorbedeutung gehalten; die Christen aber geben den wenig Glauben.

Papagayen (*) sind in großer Menge, und für ein geringes Geld zu bekommen. Uebrigens bringen die Indianer diese Vögel niemals jung zu Markte: woher dies kommt, weis ich nicht. Alte bringen sie genug, und bisweilen mehr als man begehrt. Man nennt sie hier Strickvögel, weil

(*) Perroquets.

weil sie mit einem Stricke gefangen werden, welches also zugeht: Der Indianer, der die Bäume kennt, worauf die Papagayen sich meistens aufhalten, bedeckt sich den ganzen Leib mit grünen Blättern, und eben auch so den Stock, an dem der Strick hängt. Diesen weis er mit vieler Behendigkeit dem Vogel über den Kopf zu werfen, worauf er den Stock zu sich einzieht, und allezeit seines Fanges gewiß ist. Dieser Art Papagayen aber kann man nicht reden lernen. Diejenigen, auf die man in unserm Vaterlande einen Werth setzt, werden von den Indianern, wenn sie zu Wasser nach Rio Aarnocque reisen, bey der Insel Trinidad, die dem Könige von Spanien gehört, geholt, und jung aus dem Neste genommen.

Perkinten (*), von einer sehr schönen grünen Farbe, sieht man auch in Ueberfluß; ich habe sie aber niemals sprechen hören; auch ist mir nie ein junger vorgekommen. Sie kreischen zwar laut genug; doch ist dieß ihre recht natürliche Sprache, die ihnen nicht abgewöhnt werden kann.

Raben

(*) Perr ıches.

Raben (*) giebt es von zweyerley Art, und sehr häufig. Die eine Art hat eine blaue Brust und gelbe oder pomeranzenfarbene Schwungfedern; die andern gelbe und blaue Flügel. Man lehrt sie auch sprechen, sie nehmen aber keine so milde Aussprache an, als die Papagayen. Sie können nicht gut eingesperrt werden, weil sie das Holzwerk entzwey beißen.

Schwalben hat man das ganze Jahr durch in Menge.

Fledermäuse (wenn man anders diese Thiere unter die Vögel rechnen will) giebt es auch sehr viele. Diese abscheulichen Geschöpfe (**) füttern sich oft mit Menschenblut; und man hat am meisten von ihnen zu fürchten, wenn man sich mit bloßen Füßen in die Hangmatte schlafen legt. Denn alsdann kommen sehr leicht die Zehen, aus denen

(*) Psittacus macao, der sogenannte indianische Rabe.

(**) Vespertilio vampyrus (den Linné spectrum nannte, und dagegen den Namen Blutsauger einer andern Fledermaus gab, die sich von Früchten und Insecten nährt, und wohl schwerlich Blut saugt).

denen sie das Blut auszusaugen wissen, zu Schaden. Es ist mir dieß selbst ein oder zweymal begegnet, so daß ich aus Erfahrung davon sprechen kann. Sie wissen es sehr behende anzufangen. Erst thun sie einen Biß, und dann fliegen sie weg, um zu sehen, ob der, den sie gebissen haben, auch aufwacht; geschieht dieß nicht, so setzen sie sich auf den Zeh, und saugen sich dick voll Blut. Eben so wurde auch unsern jungen zahmen Tauben oft von den Fledermäusen das Blut abgesogen, so daß wir sie in Menge todt liegen fanden. Als man aber erst wußte, wie man die Vermehrung dieses Ungeziefers zu verhindern hat, nahm man bald für die Zukunft die gehörigen Maaßregeln. (*)

Es giebt noch mehr andere Arten Vögel; die vornehmsten aber habe ich angeführt, und will daher nur noch einiges von den Fischen sagen. So weitläuftig aber das Feld war, das ich bey den vierfüßigen Thieren und Vögeln vor mir hatte, so klein ist das gegenwärtige; und die Liebhaber dieser Speise brauchen wahrhaftig nicht hieher zu kommen, um ihre Lust zu befriedigen.

Indeß

(*) Vergleiche die folgende Reise Kap. IV. und X.

Indeß giebt es doch Etwas, und dieses Etwas mag uns zum Stoff einiger Bemerkungen dienen.

Erstlich hat man eine Art Fische, die unsern vaterländischen Brassen nicht unähnlich, jedoch blanker sind, ungefähr wie ein Bley. Sie sind sehr gut und schmackhaft, doch etwas grätig, daher man sie mit vieler Vorsicht essen muß. Die Indianer schießen sie häufig mit Pfeil und Bogen, und das an Stellen, wo die Christen, wenn sie auch noch so scharf zusehen, keinen Fisch gewahr werden können. Ihr Name ist Kartabak. (*)

Eine andere Art ist gezeichnet wie ein Baarsch, aber so grätig, daß sie wenig gegessen wird. Ein Fischchen, ungefähr wie ein kleiner Bley, ist nicht grätig, und wird von den Soldaten mit Angeln gefangen.

Wenn wir eine Mahlzeit Fische haben wollten, wurde den Indianern um das Fort befohlen, einen Bach zuzustopfen. Wenn dieß geschehen war, giengen sie darauf bey niedrigem Wasser hinein, und rührten mit einer gewissen

(*) Karatabakko, Kerftabak oder Schotelfisch. — S. *Hartsink's* Beschr. v. Guiana Vol. I. p. 123.

Art Holz (*), das die Fische nicht vertragen (**) können, auf dem Grunde umher. Davon erschien eine solche Menge auf der Oberfläche des Wassers, daß wir nur die besten behielten, und gemeiniglich die Hälfte an unsere Leute abgaben.

Es giebt zwar noch einige andere Arten von Fischen; sie sind aber zu schlecht, als daß es der Mühe lohnte, sich bey ihnen aufzuhalten.

Krabben, um diese mit zu den Fischen zu rechnen, giebt es der Menge, und zwar große und schmackhafte. Man fängt sie an der Seeküste an den Stellen, wo die Wälder unter Wasser gesetzt werden. Hier ist der Boden laimicht, und durchgehends voller Höhlen und Löcher, aus denen man sie bisweilen zur Tiefe von anderthalb Fuß bey seichtem Wasser mit der Hand heraus holt.

(*) Bignonia ſcandens, venenata, ſpicata, purpurea. S. *Barrere* hiſt. nat. de la France equinokiale pag. 24.

(**) Also ohngefähr so, wie sich die Indianer und auch unsre Fischer der Beeren von Meniſpermum *cocculus*, und die Taheiten der Frucht der Barringtonia zu gleichem Zweck bedienen. S. G. *Forſter's* Voyage round the world Vol. I p. 374.

holt. Die Indianer essen sie wie es kommt; die Christen aber sieden sie gemeiniglich nur halb; ziehen alsdann den Fisch, der ganz leicht folgt, heraus, und braten ihn nachher, welches ein leckeres Essen ist.

XVI. Kapitel.

Verschiedene Arten von Krankheiten an Rio de Berbice.

So wie gemeiniglich jedes Land seine eigenen Arten von Krankheiten hat, so ist auch Rio de Berbice hievon nicht ausgeschlossen; und die Christen sind noch überdieß den Krankheiten ihres Vaterlandes unterworfen, ausgenommen etwa der Pest, von der ich niemals etwas gehört habe. Was aber die übrigen Krankheiten anbelangt, so habe ich so viele Exempel davon gesehen, daß ich ganz und gar nicht daran zweifeln kann. Gleichwohl ist bisweilen einige Verschiedenheit bey ein und eben derselben Krankheit; so z. B. bey den Kinderpocken, einer Krankheit, der alle Kinder, die christlichen sowohl als die indianischen, unterworfen sind; die aber, wenn eine Person, die über funfzehn Jahre ist, davon angefallen wird,

hier eben so behandelt werden muß, wie bey uns die Franzosen, nämlich mit warmen Umschlägen, Franzosentränken u. s. f.; dabey bekommt der Patient manchmal zu viel zu essen, um wieder gesund zu werden, und doch beynahe zu wenig, um das Leben damit zu erhalten.

Persing ist eine Krankheit, die mit einem beschwerlichen Durchfall (*), zu dem man sich immer zwingen muß, verbunden ist. Sie wird durch unreifes Obstessen und durch den übermäßigen Gebrauch des Graap, eines Trankes aus Syrup, verursacht. Brantewein ist das beste Mittel dagegen; und ich kann nicht begreifen, warum man nicht zweymal alle Tage den Leuten einen Trunk Kildivel (Rum) giebt, wodurch sie wenigstens vor dieser Krankheit bewahret würden, und das den Herren Patronen keinen merklichen Schaden brächte.

Ein noch viel ärgeres Leiden ist die Mebiky (**), die wir holländisch Zieke nennen. Es ist

(*) Dysenterie.— S. *L. Schöler* Observ. super morbis Surinamensium. Götting. 1781. 4. pag. 24 seq.

(**) Pulex penetrans?

ist dieß eine Art Staub, oder etwas anders, dem ich keinen Namen zu geben weis, das sich in den Häusern der Indianer sehr häufig findet, und so groß ist als eine Spendelspitze. Dieß setzt sich irgendwo auf das Fleisch, und wächst bis zur Größe einer gemeinen weissen Erbse. Ich ließ einmal sieben zu gleicher Zeit aus meinen Füßen herausholen (*). Sie haben eine blasse harte Schale, und wenn diese zerbrochen ist, zeigt sich inwendig ein dickes Ding, das, wenn es geknickt wird, eben so platzt wie eine Laus. Die Löcher, aus denen diese Mebikys herausgeholt sind, stopft man mit Tobaksasche zu, und wenn sie dadurch nicht heilen, so ist man in Gefahr, daß nach einiger Zeit die Franzosen sich zeigen. Dieß ereignet sich hier öfters, ohne daß man sich braucht die Mühe zu geben, sie von den Frauen zu holen. Doch hält es auch hier gar nicht so schwer diese Krankheit zu heilen, als in unserm Vaterlande. Die Kräuter sind hier frisch, und daher kräftiger.

Noch giebt es eine Krankheit, die man die Landeskrankheit (**) nennt. Diese kommt blos

(*) Sieh oben Kap. VI.

(**) Asthenia guianensis. S. *Jo. Fr. Carthenser* de

von Faulheit und Mangel der Bewegung her: denn da es sehr heiß ist, und aus dieser Hitze Verdrossenheit und Schläfrigkeit entsteht, so giebt es Leute, die den ganzen Tag in der Hangmatte liegen. Es ist dieß eine sehr beschwerliche Krankheit, die mit Kopfschmerzen, heftigen Schwindel, blasser Gestalt und mehrerem Ungemach verbunden ist.

XVII. Kapitel.

Glücklicher Zustand der Pflanzer. — Beschaffenheit der Pflanzstädte. — Pflanzung des Zuckerrohrs, und Zubereitung des Zuckers. — Sonderbar Art Bäume. — Strafe der Sclaven, die entlaufen wollen.

Aus dem bisher Gesagten kann man so ziemlich abnehmen, mit wie viel Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit man zu Rio de Berbice leben kann. Noch haben wir aber nichts von den Pflanzstädten gesagt, auf denen man wirklich ein fürstliches Leben führt, fast keinen Kummer, aber alle Vergnügungen und Annehmlichkeiten hat, die man

de morbis endemiis. Frf. an der Oder 1771. 8. S. 73. u. f. und *D. Schöler* am angezeigten Ort p. 35 seq.

man hier zu Land genießen kann. Wenn es nicht an den Freuden des Umgangs und der Geselligkeit, einem unentbehrlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur, fehlte, so dürfte man keine andere Gegend suchen, um seine Tage in Ruhe und Friede sorgenlos zuzubringen.

Zu meiner Zeit waren fünf Pflanzstädte, die Hauptplantage des Forts mit eingerechnet, welche jährlich eine schöne Partie Zucker lieferten, der, — nebst der Oriane, wovon man ungefähr hundert Fässer ausführt — der vornehmste hiesige Handlungsartickel ist. Alle diese Pflanzstädte liegen an dem Ufer des Flusses; doch nicht alle gleich angenehm, noch gleich bequem, um ab und an zu kommen. Die Plantagen, der Berg und Mierenberg, liegen etwas hoch, haben rings herum schöne Wiesen, und von hinten eine schöne Aussicht gegen den Wald. Die beyden anderen liegen etwas niedriger; der Wald um sie herum ist eine gute Strecke in die Länge und Breite niedergehauen, und der Erdboden laimicht; daher nach starkem Regen die Wege dahin ganz unbrauchbar sind. An den Savaanen oder Wiesen hingegen hat man sandichten Boden, und

daher immer brauchbare Wege, auf denen man von den beyden erstgenannten Pflanzstädten nach verschiedenen Dörfern des Landes kommen kann.

Auch sind die Sclaven auf dem trocknen Boden viel gesünder, als diejenigen, welche auf laimichten wohnen. Was aber die Lebensmittel anbelangt, so kommen diese auf beyden gleich gut fort. Nur in Ansehung der Kühe macht es einen großen Unterschied; denn da sie auf den Pflanzstädten, die an den Wiesen liegen, von selbst aus- und einlaufen; so müssen sie auf den andern durch den Wald hingetrieben, und auf dieselbe Art wieder nach Hause geführt werden. Uebrigens lebt man auf einem trefflichen Fuß; denn man hat auf den Pflanzstädten Hühner, Truthühner, Enten, allerhand Gemüße, kurz, alles, was zur Nothdurft und dem Vergnügen des Menschen erforderlich ist. Die Kühe liefern täglich frische Milch, woraus auch Butter gemacht wird; die Indianer, die sich für eine Kleinigkeit zu dem Dienste der Herren Pflanzer gebrauchen lassen, jagen für sie allerhand schmackhaftes Wildpret; die andern, welche sich auf den

nahe liegenden Dörfern aufhalten, versehen sie mit allem, was sie nur bekommen können.

Da wir übrigens hier auf die Pflanzstädte gekommen sind, dürfen wir nicht vergessen, von der Zubereitung des Zuckers, und den übrigen, was hiezu gehört, zu sprechen: ein Gegenstand, der, wie ich nicht zweisle, einigen Reiz der Neuheit für den aufmerksamen Leser haben wird. — Das ganze Verfahren vom Anfang bis zu Ende ist folgendes:

Zuerst werden die Felder, die zur Pflanzung des Zuckerrohrs bestimmt sind, umgepflügt, vom Unkraute gereinigt, und in gleiche Furchen abgetheilt; und alsdann die Pflanzen so in diese Furchen gesetzt, daß die obersten Spitzen zusammenstehen. Im Sommer muß man die Gruben mit mehr Erde anfüllen, als im Winter, damit die Sonnenhitze die Wurzeln nicht versengt. Je mehr das Rohr Feuchtigkeit hat, desto schneller wächset es. Innerhalb zehen, oder aufs längste zwölf Monaten erlangt es seine vollkommene Reife. Der Januar und August, der letzte Wintermonat, sind zum Pflanzen am bequemsten, weil alsdann das durch den Regen erweichte Erdreich

reich die Wurzel am leichtesten hervorschießen läßt. Wenn das reife Rohr zu seiner Zeit abgeschnitten ist, bleibt es bisweilen bis zum folgenden Jahr auf dem Felde liegen. Inzwischen wächset wieder neues Rohr, das oft zugleich mit dem alten auf die Mühle kommt. Wenn es aber länger als zwey Jahre steht, verzehret sich die süße Feuchtigkeit, und das Rohr selbst stirbt allmählig ab. Die jungen Pflanzen können hier zu Lande nur drey Jahre hintereinander Frucht bringen, und müssen im vierten von neuem gepflanzet werden. Bisweilen geht das Rohr bey sehr brennender Sonnenhitze und ausbleibendem Regen durch die Dürre gänzlich aus; in welchem Falle es des Winters abgebrannt wird, damit unter der Asche wieder neues hervorwachse. Bisweilen aber ersaufen auch die Pflanzen, wenn das Wasser zu lange auf den Feldern steht. Ferner werden sie manchmal durch allzu geiles wachsendes Unkraut erstickt, daher das Land viermal des Jahrs, wenn das Rohr gegen das Unkraut stark genug geworden ist, gejätet wird.

Das reife Rohr wird bey dem untersten Knoten abgeschnitten, von den Blättern gereinigt,

in Büschel gebunden, und nach der Mühle gebracht. Diese besteht aus drey starken hölzernen Achsen, die mit dicken eisernen Reifen beschlagen sind, zwischen welchen das Rohr gequetscht wird. Die Achsen, durch welche die süße Feuchtigkeit fließt, so wie auch der Trog, in den sie niederträufelt, müssen innerhalb 24 Stunden zweymal gereinigt werden. Wenn das Rohr von hinten zwischen der ersten Achse gesteckt ist, wird es nach der zweyten hingetrieben, und da die noch übrige Feuchtigkeit ausgedrückt; worauf es ins Feuer geworfen und verbrannt wird. Die ausgepreßte Feuchtigkeit läuft durch hölzerne Rinnen in große kupferne Kessel, unter denen mit einer erstaunlichen Menge Holz beständiges Feuer unterhalten wird. Wenn der Saft allzustark siedet, wird Wasser darunter gegossen, damit er sich desto weniger verzehrt. Mittlerweile wird beständig der Schaum, der nachher dem Viehe gegeben wird, abgeschöpft. Darauf wird der Saft in den zweyten Kessel geschüttet, wo er aufs neue gekocht, und das Unreine von den Sclaven mit langen Schaumlöffeln abgeschäumet wird. Zugleich wird auch, während dem Sieden, zu meh-

rerer

rerer Reinigung, Lauge hineingegossen, und endlich alles durch ein Tuch geseiget. Die Hefen, die an dem Tuche hängen bleibt, wird mit Wasser vermengt, und giebt ein nicht wenig berauschendes Getränk. Aus den großen Kesseln fließt der Saft in kleinere hinein, wo er zum drittenmale gekocht, und beständig umgerührt wird, bis er die Dicke des Syrups, und endlich des Zuckers erlangt. Es ist mit unter die Geheimnisse der Natur zu rechnen, daß, während der Zucker in den kleinen Kesseln kocht, hineingetröpfeltes Oel das Gerinnen befördert, welches, wenn es in den großen Kesseln geschähe, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben würde. Eben so würde im Gegentheil Lauge, wenn sie in die kleinen Kessel gegossen würde, so wie sie in die großen geschüttet wird, den Zucker auf einmal verderben; welches gleichfalls auch Citronensaft, und jede andere Säuere thut.— Wenn nun der Zucker seine gehörige Dicke erlangt hat, wird er in hölzerne Tröge gegossen, die oben breit und viereckicht sind, allmählig aber immer enger zusammenlaufen, so daß sie unten nur die Größe eines Stüvers haben. In diesem Boden befin-

det

det sich ein Loch, das mit einem Pfropfe zugestopft bleibt, bis der Zucker kalt und steif geworden ist. Alsdann zieht man den Pfropf heraus, und läßt den Zucker durch das Loch heruntertröpfeln, der alsdann in Fässer geschlagen, und so versendet wird.

Hiebey muß ich noch bemerken, daß die Reife an diesen Fässern von dem Holze eines gewissen Baumes gemacht werden, der im Indianischen Meby heißt. Diese Bäume haben weder Blätter noch Knospen, sondern blos einige herunter hängende Aeste, von denen man die dicksten zu den gedachten Reifen gebraucht.

Die dünnsten Aeste werden auf eine andere gebraucht; man straft nämlich die Sclaven damit, wenn sie etwas verbrochen haben, und vorzüglich, wenn man merkt, daß sie davon laufen wollen; in dem letzten Falle werden sie so heftig damit gepeitscht, daß ihnen nicht nur das Blut über ihre schwarze Haut herunterläuft, sondern auch ganze Lappen Fell abgerissen werden. Und wenn sie, dieser Strafe ungeachtet, mehrmalen dergleichen Versuche machen, wie dieß wohl bisweilen geschieht, so werden ihnen die

Sehnen

Sehnen an den Fersen abgeschnitten (*), und so das schnelle Laufen verwehrt.

XVIII. Kapitel.

Man erhält an Rio de Berbice Nachricht von dem Kriege, den Frankreich und England den vereinigten Provinzen erklärt hatte. — Meuterey der Soldaten gegen den Gouverneur, der ins Gefängniß geworfen wird. — Der Verfasser wird auf eine Brandwache ausgestellt, die von einer Caribischen Flotte überfallen wird. — Er kömmt in Gefahr, in die Eisen geschmissen zu werden, entgeht aber derselben durch List.

Ich kehre nun von den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Landes, von denen ich bisher gesprochen habe, zu der Erzählung meiner eigenen sonderbaren Schicksale, und einiger anderen damit in Verbindung stehenden Dinge, zurück.

Im Monat Junius des Jahrs 1673 bekamen wir über Ysekepe, durch ein daselbst aus Holland angekommenes kleines Schiffchen, die Nachricht, daß das Schiff, die Eintracht, das, nach alter Gewohnheit, an uns abgeschickt war, ein englisches aus Ostindien kommendes Schiff

(*) Wie den Ziegen in Schweden. S. Linnés Westgothische Reise S. 111.

Schiff erobert hätte, und mit demselben nach Bergen in Norwegen, und von da nach der Elbe gesegelt wäre. Wir hatten in siebzehn Monaten keine Nachricht gehabt, und stellten uns daher vor, daß das Schiff, welches wir erwarteten, verunglückt wäre; dachten aber nichts weniger, als daß Frankreich und England sich verbunden, und den vereinigten Provinzen den Krieg erklärt hätten. Zu gleicher Zeit hörten wir auch, daß so viele Städte und Vestungen übergegangen, und durch die feindlichen Heere, gleich als durch einen reissenden Strom weggeschwemmt wären; daher wir gar nicht zweifelten, daß bereits das ganze Land von den Ueberwindern unterjocht, oder wenigstens in einem Zustand sey, der uns nichts zu hoffen übrig ließe; denn unsre Briefe waren gegen vier Monate alt. In dieser bekümmerten Lage wurde von dem Kommandanten beschlossen, mit der äußersten Sparsamkeit zu Werke zu gehen, und besonders mit dem Speck und Fleisch genau Haus zu halten, da wir nicht wissen konnten, wann wir wieder mit Proviant würden versorgt werden. Diese Verminderung der Mundprovisionen machte nun, daß die Sol-

daten, ihren dummen Leidenschaften den Zügel schießen ließen, und zu murren anfiengen. Diese Unruhe gieng so weit, daß sie, aufgehetzt durch einen Constable, Dirk Roosekrans, von Vlissingen, dessen Name hier zu ewiger Schande gemeldet sey, im Monat November mit lauter Stimme ausriefen: **Mehr Kost, und einen andern Kommandanten!** Ich hatte das Myrren schon lange gehört, und den Kommandanten gewarnt, daß es nicht gehen würde, und daß die Leute so gegen ihn aufgebracht wären, daß man große Ursache hätte, einen schlechten Ausgang zu fürchten. Der Kommandant stellte mir aber vor, daß er sein Verfahren vor Gott und seinen Herren verantworten könne; daß er gerne den Leuten mehr geben wollte; daß man aber einen Feind erwarten müsse, und das Fort, da achtzig Esser in demselben wären, schwerlich würde vertheidigen können, wenn man den Proviant nicht etwas dehnte. In der That bestand unser ganzer Vorrath nur aus drey Tonnen Fleisch und vier Tonnen Speck, die, wenn man volle Portionen geben wollte, kaum auf vierzehn Tage hinlänglich waren. Zufuhr hatte man nicht zu erwarten, und das

Volk

Volk wußte auch wohl, daß nicht mehr in dem Magazin war. Nichts destoweniger wußte der genannte Dirk Roosekrans sie so aufzuhetzen, daß sie geradezu einen andern Kommandanten verlangten. Sie erhielten das Versprechen, daß ihr Verlangen erfüllt, und ihnen von den Herren Räthen Genugthuung gegeben werden sollte. Diese verfügten sich daher an einem Sonntage des Morgens vor neun Uhr nach dem Fort.

Wir waren sehr verlegen, wie wir es anfangen sollten, um das Volk zu beruhigen. Es wurde beschlossen, der älteste Rath sollte ihnen gütliche Vorstellungen thun; allein vergebens; die Wuth gieng so weit, daß einige von dem Haufen in das Zimmer drangen, den Kommandanten ergriffen, und ihn hinunter in das Gefängniß warfen. Diese Beschimpfung kränkte uns sehr; wir versuchten deswegen, ihn, bis ein Schiff ankäme, nach einer Pflanzstädte, oder nach Ysekepe zu bringen. Allein der wüthende Haufe war nicht zu bewegen. Das Oberhaupt hätte sich in vielen Dingen vergangen; wenn er auf freyen Füßen wäre, würde er zu dem Feind überlaufen; und hundert dergleichen Geschwätze. — Sogleich

wurde einer von den Herren Räthen zum neuen Kommandanten erwählt. Dieser fürchtete sich vor dem Schicksale seines Vorgängers, von dem er ohnedieß nicht der beste Freund war, und gab voll auf; und so waren wir binnen wenigen Tagen ohne Speck und Fleisch; dann hieß es: man könne sich wohl eine Weile mit Brod und Salz behelfen; man müsse nicht zu früh sich kümmern; Gewohnheit wäre die zweyte Natur u. s. f. Inzwischen gieng man bey dem gefangenen Kommandanten ab und zu; und, — wie der rohe Hause immer nur nach Leidenschaft, nicht nach Vernunft handelt — selbst diejenigen, die am meisten gegen ihn aufgebracht gewesen waren, fiengen an, wieder Ehrfurcht für ihn zu bekommen; so daß, wenn es länger gedauert hätte, er ohne Zweifel wieder in seine Würde wäre eingesetzt worden.

Unterdessen wurde im Rathe beschlossen, daß man, wie in den letzten Tagen des gefangenen Kommandanten, seitdem man nämlich Nachricht von dem Kriege hatte, geschehen war, eine Brandwache an die Seeküste ausschicken wolle; jeder der Herren Räthe solle, nach der Reihe, das Kommando

mando bey derselben haben, und jedesmal nach 14 Tagen abgelöset werden. Ich führte über den ganzen Verlauf ein Protocoll; und mich traf das zweyte Loos. Man gab mir vier Christen, drey Neger und fünf Indianer in ein kleines Canot, in das unser gefangenes Oberhaupt eine Kiste hatte machen lassen, um die Flinten darin zu bergen, oder trocken zu halten. Wir legten in dem Walde **Marepaan** an; ungefähr eine Stunde innerhalb dem Flusse, und 13 bis 14 Meilen unter dem Fort, so daß wir eine vollkommene Uebersicht der See hatten. Vierzehn Tage verliefen, und noch zwey darüber, ohne daß ich abgelöset wurde; und doch durfte ich meinen Posten nicht verlassen. Ich beschloß daher, einen Christen und einen Indianer nach dem Fort zu schicken, und mich nach der Ursache erkundigen zu lassen. Doch da waren Freudenfeste; der neue Kommandant war fröhlich, und ich, wie es schien, vergessen.

Inzwischen ereignete es sich in der folgenden Nacht, gegen zwey Uhr, daß die Schildwache mich weckte, und mir sagte, daß sie ein Canot sähe. Ich verließ meine Hangmatte sogleich, und

sah es auch; weil, der nebelichten Luft ungeachtet, der Mond so viel Licht gab, daß man die Gegenstände in der Ferne ziemlich unterscheiden konnte. Ich ließ zwey bis dreymal rufen, bekam aber keine Antwort; weßwegen ich Befehl gab, hart an ihnen hinzuschießen. Dadurch wurden alle meine Leute wach, und versammelten sich. Unterdessen gieng das feindliche Canot — denn es waren Indianer von dem Flusse Corentyn, unsere Feinde — stille nach seiner Flotte zurück, von der wir noch nicht das geringste wußten. Ich befahl meinen Leuten, nach ihren Gewehren zu greifen, frisches Pulver auf die Pfanne zu schütten; und gab jedem noch einige Kugeln. Darauf giengen wir in das Canot, und setzten uns in Ordnung; ich hatte einen Seeländer hinter mir und zwey Flanderer vor mir, denen ich auftrug, auf alles genaue Acht zu haben. Nach ungefähr einer halben Stunde kriegten wir die Cariben (so werden die Indianer von dem Corentyn von uns genannt) ins Gesicht, und fuhren dann noch etwas näher, um zu zählen, wie stark sie wären. Die einen zählten 27; die andern 28, und in jedem Canot sind, eines in das andere gerechnet, wenigstens

stens 24 Indianer. Dieß sah gar nicht gut für uns aus. Da mir aber die Feigheit der Indianer nicht unbekannt, und ich versichert war, daß drey Christen immer so gut wären, als dreyßig der tapfersten von ihren Leuten, so liefen wir mit unserm Canot wieder ans Land, und nahmen alle unsere Bagage ein, darauf hielten wir vier Christen untereinander Rath, verbanden uns, zusammen zu leben und zu sterben, und uns bis auf den letzten Tropfen Blut zu vertheidigen; und somit machten wir uns zur Gegenwehr bereit. Unterdessen ließen unsere Indianer und Neger merken, daß sie keinen Sinn zu der Sache hätten; und ohne Zweifel würden sie, wenn man handgemein geworden wäre, sogleich ins Wasser gesprungen, nach dem Lande geschwommen, und in den Wald gelaufen seyn; denn dieß ist in solchen Fällen ihre einzige Zuflucht. Mittlerweile fürchteten wir, daß die feindliche Flotte, unter Begünstigung des Waldes, uns den Weg versperren, und uns anfallen möchte. Wir giengen daher mit der Fluth mitten in den Fluß, so daß wir auf beyden Seiten sehen konnten; doch es begegnete uns kein Feind. Auf diese Art kamen wir bis

an das lange Rack; eine Strecke Wegs, die so genannt wird, weil man mehr als eine Stunde darauf zu fahren hat. Hier fand ich einige Christen nebst wenigen Indianern, die abgefertigt waren, um mich abzulösen. Ich möchte wissen, warum man nicht zwanzig bis fünf und zwanzig der letztern mitschickt, um sie hier und da zum Entdecken eines Feindes brauchen zu können. Jeder wäre für vierzehn Tage höchstens mit einem Messer von zwey Stüber bezahlt. Aber alle suchen nur durch wenige Ausgaben, die sie in Rechnung bringen, sich bey den Herren Patronen beliebt zu machen.

Während wir hier eine neue Fluth abwarteten, sprachen die andern etwas mit meinen Leuten, so ich nicht verstehen konnte. Ich zog daraus keine gute Vermuthung, und da wir uns nachher von einander getrennt hatten, rief ich einen von den Christen, zu dem ich das meiste Vertrauen hatte, zu mir, und bat ihn, mir die Neuigkeit, sie möchte gut oder schlimm seyn, mitzutheilen. Sie bestand darin, daß man mich, so bald ich wieder an das Fort käme, eben so wie den gefangenen Kommandanten behandeln würde. Es

war

war mir lieb, daß ich wußte, worauf ich mich gefaßt zu machen hatte; und um zu erfahren, wer mir diesen Streich spielte, fragte ich denselben Freund weiter, ob er mir auch hierüber einige Auskunft geben könne. Er fieng an zu lächeln, und sagte, wenn ich es errathen könne, wolle er mir den Mann nennen. Ich hatte es auf das erstemal getroffen; denn ich wußte gar zu genau, wer meine Freunde oder Feinde wären. Es war ein gewisser Schurke, der auf einer Stelle, Maikony genannt, lag, an den ich viele Ladungen abgesandt, sehr selten aber Bezahlung gesehen hatte. Ueber alle diese an ihn abgeschickte Waaren hatte ich eine Rechnung von ihm, die mit seiner eigenen Hand unterzeichnet war; ich hatte ihn oft darüber erinnert, daß er seine Aufführung im Vaterlande nicht würde verantworten können; und daß ich durch meine Pflicht genöthigt wäre, sie über kurz oder lang anzuzeigen.

Inzwischen fuhren wir mit der Fluth schnell fort, und kamen des Abends gegen sieben Uhr an das Fort. Ich begab mich sogleich nach dem neuen Kommandanten, um ihm von dem Vorfall, den ich auf meiner Brandwache gehabt hatte,

Bericht abzustatten. Allein, da dieser mit Gastieren beschäftigt, und zu tief im Gespräche war, als daß er auf solche Kleinigkeiten hätte hören können, nahm ich die Gelegenheit wahr, gieng in aller Stille nach meinem Zimmer, schloß meinen Koffer auf, nahm meine Bücher heraus, und gab sie an einen vertrauten Freund, den ich an meinem Fenster aufpassen ließ, daß er dieselben beyschließen sollte. Dieß geschah, ohne daß jemand etwas davon gewahr wurde, außer eine gewisse Jungfer, die, da sie nicht von meinen Feinden war, sogleich zu mir kam, und sagte, daß wenn die Leute dieß sähen, sie es mir sehr übel nehmen würden. Ich erklärte ihr, daß ich mit den Leuten nichts zu thun hätte, schloß meinen Koffer zu, und begab mich nach der Gesellschaft. So bald diese auseinander war, sagte mir das Oberhaupt, daß ich doch nicht nach meinem Koffer gehen sollte, und daß er als Freund mich warnte. Ich fragte ihn nach der Ursache; er entschuldigte sich, daß er diese nicht wisse, daß aber das Volk vorhätte, mich fest zu setzen. Ich gab ihm aber die Antwort, die ich der Jungfer gegeben hatte. Da ich aber wohl wußte, was ich zu thun hatte, gieng ich sogleich nach dem, der mir den ganzen Brey eingerührt hatte, und

fragte ihn, was er für Ursache habe, das Volk gegen mich aufzuhetzen. Er läugnete dieß steif und fest, und schwur, daß er nicht den geringsten Gedanken daran gehabt habe. Ich sagte ihm, er solle mit mir nach der Küche gehen, ich wolle ihn mit seiner eigenen Hand überführen. Hier zeigte ich ihm die Rechnung, und warf sie ins Feuer. Sieh, sagte ich ihm lachend, das ist der Zankapfel. Er war es auch in der That, und dadurch wurde der ganze Sturm abgewandt.

XIX. Kapitel.

Ankunft zweyer Schiffe. — Befreyung des gefangenen Kommandanten, und Anstellung eines neuen. — Ueberkunft eines neuen Secretärs in die Stelle des Verfassers. — Abreise desselben. — Erscheinung eines Friedenfeuers. — Begegnung dreyer Schiffe. — Ankunft des Verfassers zu Vlissingen.

Während die Sachen so standen, bekamen wir im Januar 1674 Nachricht von der Ankunft zweyer Schiffe. Dieß verursachte uns ungemeine Freude, die wir auch durch drey Kanonenschüsse bezeugten. Um vollkommene Gewißheit zu haben, wurde sogleich das große Boot den Fluß hinunter geschickt; die erwähnten Schiffe aber kamen unterdessen schnell herauf, und warfen vor dem

dem Fort Anker. Hierauf wurde ich von dem Kommandanten an Bord geschickt, um die Kapitains zu bewillkommen. Ich verfügte mich zuerst zu dem Kapitain, der die Flagge führte, der mein erstes Oberhaupt gewesen, und nachher zu dem andern Befehlshaber, der ehedem sein Steuermann und Lieutenant gewesen war, und nun herkam, um die Stelle des Kommandanten auf ein Jahr zu übernehmen. Ich wurde auf beyden Schiffen sehr freundschaftlich empfangen, und mit der Schaluppe des Admirals wieder nach dem Lande geführt, wo sich den andern Tag auch die beyden Kapitains einfanden. Es wurden sogleich die Herren Räthe zusammenberufen, und in ihrer Versammlung beschlossen, den gefangenen Kommandanten unverzüglich auf freyen Fuß zu stellen, darauf dem neuen Kommandanten seine Bestallung vorzulesen; und übrigens den Tag in Fröhlichkeit hinzubringen.

Mit den zwey genannten Schiffen war auch ein neuer Secretär angekommen. Denn da meine Zeit um war, und ich nicht länger in Rio de Berbice bleiben wollte, hatte ich schon lange die Herren Patronen ersucht, sich nach einer tüchtigen Person, die meine Stelle übernehmen könnte, umzusehen. Ich fieng sogleich an, diesen in den

Ge-

Geschäften seines Amtes zu unterrichten; doch durfte er sich bis jetzt noch mit nichts bemühen, und ich besorgte bis an meine Abreise alle vorkommende Arbeiten.

Inzwischen fieng, nach drey bis 4 Wochen, der Kapitain, der die Flagge geführt hatte, an, sich zu seiner Abreise zu bereiten, nachdem er vorher sein Schiff in dem Fluß ausbessern lassen, und einigen Zucker und Farbe eingenommen hatte, um Ballast zu haben; denn er war zum Kapern ausgerüstet, und führte 26 Kanonen und 124 Mann. Es wurde deßhalb eine Versammlung gehalten; und ungeachtet des Befehls der Herren Patronen, dem zufolge der gefangen gewesene Kommandant als Kapitain mit dem zweyten Schiffe zurückreisen sollte, für gut befunden, daß derselbe als Passagier hinübergehen, und in dem Zimmer des Steuermanns seine Wohnung haben; die Stelle des Kapitains aber auf dem zweyten Schiffe, auf welchem mir mein Platz angewiesen war, der Lieutenant übernehmen sollte. Nachdem dieß so eingerichtet war, gieng das erste Schiff sieben oder acht Tage nachher in die See, um auf der Küste von Barbados zu kreuzen.

Unterdessen wurden auch zu der Abreise unseres Schiffes Anstalten gemacht; und nachdem

ich

ich gegen Ende des Februars die Kaufmannsgüter in die Hände des neuen Secretärs überliefert hatte, wandte ich die übrige Zeit zu meinem Vergnügen an, und besuchte die Herren Pflanzer, von denen ich mit Hühnern, Enten, Truthühnern u. dgl. beschenkt wurde, um sie auf meiner Reise zu verzehren. Den 15. März reisete das Schiff nach der Mündung des Flusses ab; ich aber, da ich noch einige Dinge zu verrichten hatte, wurde erst den 18. in Gesellschaft des Oberhaupts, und der Herren Beckmann und Heyn, meiner vornehmsten Freunde, mit einem Canot an Bord gebracht. Den 22. liefen wir mit Anbruch des Tages in die See. Unser Schiff hieß die Eintracht, und unser Kapitain, Adrian van de Vyver. Da wir sechs bis acht Klafter Wasser hatten, warfen wir Anker, und erwarteten die große Barke, die uns die noch übrige Ladung und einigen Reisevorrath überlieferte. Darauf wurde der Abschiedsschmauß gehalten, von jeder Seite drey Schüsse gethan, und so bald wir, um uns bey unsern Freunden zu bedanken, die letzte Kanone gelöset hatten, lichteten wir den Anker, und giengen unter Segel, so daß wir am

Abend

Abend schon das Land außer Gesicht hatten. Wir hatten durchgehends gut Wetter, aber Gegenwind, und von Zeit zu Zeit auf ein oder zwey Stunden Travaden. Dieß sind plötzliche heftige Windstöße, die die Schiffe schleudern, als wenn sie auseinander gerissen werden sollten, gemeiniglich aber nicht sehr lange anhalten. Allein auf der Höhe der Insel Barmudas wurden wir von einem schweren Sturm überfallen, der mit einer fürchterlichen Gewalt von Mittags 12 bis Nachts 11 Uhr dauerte. Ich hatte die meiste Zeit, da man auf dem Schiffe weder gehen noch stehen konnte, in meiner Schlafstelle gelegen; des Abends gegen 8 oder 9 Uhr wurde ich aber von dem Kapitain herausgeholt, um etwas zu sehen, was, wie er sagte, bisweilen Leute, die zwanzig Jahre zur See gewesen sind, noch nicht gesehen haben. Dieß war ein Licht, das, wie eine brennende Kerze sich auf der Spitze der Flügel des großen Mastes zeigte. Die Holländer nennen es ein Friedensfeuer, und alte Seeleute halten es für ein Zeichen, daß der Sturm seine größte Höhe erreicht hat. In der That nahm auch der Wind zusehends ab, und den an-

dern Morgen das Wetter ganz und gar ruhig, ungeachtet die See noch gewaltig hohe Wellen trieb. So segelten wir neun Wochen und zwey Tage, ohne Land oder Schiffe zu sehen; und ich konnte mit Ovid sagen:

Quocunque aspicio, nihil est nisi pontus & aether.

An jenem zweyten Tage aber sahen wir des Nachmittags ein Schiff, auf das wir sogleich zufuhren. Eine halbe Stunde nachher entdeckten wir noch zwey, daher wir alles zum Schlagen fertig machten. Wir hatten 28 Kanonen und 84 Personen, worunter zwey Frauen waren. Allein, wir waren 14 Fuß tief geladen, das uns, wenn es zum Gefechte gekommen wäre, nicht wenig hinderlich gewesen seyn würde. Abends gegen neun Uhr kamen wir so nahe, daß wir einander mit den Kanonen erreichen konnten. Wir zeigten die Prinzenflagge, die drey andern das burgundische Kreuz, oder die spanische Flagge. Hierauf wurden die Segel auf den Wind gebracht, und die Schiffer von den spanischen Schiffen an unsern Bord geschickt, um ihre Pässe zu zeigen. Sie kamen von Bilboa, und giengen nach Grön-

land. Unser Kapitain war aber damit noch nicht zufrieden, und ließ die Schiffe visitiren, ob etwa verbotene Güter darauf wären; allein man fand nichts, als die Geräthschaft zum Wallfisch-fang. Von diesen Schiffen hörten wir, daß wir mit England Friede hätten, wie auch, daß wir morgen Fero im Gesicht haben würden. In der That bekamen wir auch, nachdem wir uns des Nachts getrennt hatten, den andern Tag, an einem Sonnabende, diese Insel zu sehen, und Sonntags lagen wir, bey wenigem Wind, dicht unter derselben; wir bedienten uns daher dieser Gelegenheit, unser Schiff auf die Seite zu legen und auszubessern, damit es desto besser segeln möchte. Denselben Abend giengen wir wieder fort, und mit Anbruch des Tages segelten wir durch verschiedene Fischer, von denen wir ein frisches Gericht Cabliau bekamen, wogegen wir sie wieder mit einigen Kleinigkeiten beschenkten. Dienstags bekamen wir über dem Winde einen französischen Kaper ins Gesicht. Wir setzten auf ihn zu; er steckte aber alle Segel auf, und warf alles, was oben war, über Bord. Wir konnten inzwischen mit Lavieren nicht schnell ge-

nug fortkommen, da er zu hoch und unsere Ladung zu schwer war; daher wir ihn, nachdem wir etwa anderthalb Stunden nachgejagt hatten, gehen ließen, und unsern Weg fortsetzten.

Endlich, nachdem wir noch einige Tage gesegelt und laviert hatten, befanden wir uns bey dem Texel, wo wir Befehl hatten einzulaufen; weil aber vier Kriegsschiffe im Begriffe waren auszulaufen, lavierten wir nach der Insel Schouwe. Hier warfen wir Anker, um bequeme Zeit abzuwarten. Den andern Morgen giengen wir wieder unter Segel, und kamen gegen Mittag vor Vlissingen, wo wir zum letztenmale ankerten, nachdem wir eilf Wochen weniger zwey Tage auf unserer Reise zugebracht hatten.

II.

Reise nach Surinam.

II.

Reise nach Surinam.

I. Kapitel.

Begierde des Verfassers, nochmals nach fremden Gegenden zu reisen, wozu ihm ein gewisser Vorfall Gelegenheit giebt. — Er wird als Aufseher einer Pflanzstädte in Surinam angenommen. — Geht in die See — Kommt in dem Flusse Surinam an u. s. f.

Die Lust nach fremden Gegenden zu reisen, war, ungeachtet der Ungemächlichkeiten, die man daselbst oftmals auszustehen hat, nicht so sehr in mir erstorben, daß ich nicht gewünscht hätte, nochmal eine Gelegenheit zu einer neuen Reise zu finden. Rio de Berbice war indessen, wie ich bekennen muß, der Ort nicht, nach welchem meine Begierde mich hinzog. Er war mir zu einsam; und da ich mein ganzes Leben gerne in Gesellschaft und unter Menschen war, und die Merk-

würdigkeiten der unbeseelten Natur bey meinem ersten Aufenthalte genug gesehen hatte, so wollte ich keine zweyte Reise dahin wagen, ob mir gleich mehr als einmal sich Gelegenheit dazu anbot; denn ich hatte den Herren Patronen so schlecht nicht gedient, daß mir nicht zu jeder Zeit ihr Haus offen gestanden wäre. Wie man inzwischen mehrentheils nicht so kann, wie man wohl gerne wollte, und es einem selten gelingt, seinen Lieblingsneigungen zu folgen, so hatte auch ich so lange mich mit meinen Erwartungen getragen, daß ich endlich alle Hoffnung aufgab, und mich ernstlich anschickte, zu einer andern Lebensart zu begeben, als ganz unvermuthet sich eine Gelegenheit zeigte, meine Lust zu befriedigen.

Einem gewissen Herrn, der eine schöne Pflanzstädte in Surinam hatte, und einigen seiner Anverwandten, fiel eine beträchtliche Erbschaft zu, die ihn nöthigte, persönlich nach Seeland herüber zu kommen, um sich mit seinen Miterben auseinanderzusetzen. Er unternahm die Reise, war aber kaum ans Land getreten, als er merkte, daß er so viel mit Habsucht und Geiz würde zu kämpfen haben, daß ihm das Theilen und Aus-

einandersetzen so leicht nicht werden würde. Da keiner nachgeben wollte, oder wenigstens einige streitsüchtige Menschen darunter waren, so kam die Sache bald zum Prozeß, der Zuflucht unbilliger Leute, die durch dieses Mittel sich mehr erringen wollen, als ihnen von Rechtswegen zukommt. Der Winter, der bereits angefangen hatte, als der erwähnte Herr herüber kam, verlief, ohne daß man viel weiter gediehen war, und da er nicht wußte, wann die Sache ihre Endschaft erreichen würde, die Pflanzstädte in Surinam aber nicht ohne Aufseher bleiben konnte, so fieng er an, sich nach einer dazu tauglichen Person umzusehen. Die Herren Patronen, an die er sich deßwegen gewendet hatte, schlugen mich vor, und ich wurde gleich den andern Morgen bestellt, denselben Abend mit ihm über die Sache zu sprechen. Die Bedingungen waren so vortheilhaft, daß man mir nach wenig Worten zu der Stelle eines Aufsehers der Pflanzstädte Glück wünschte; und da damals ein Schiff, die Jungfer Sophia genannt, das einige Bassen (kleine Kanonen) führte, geladen wurde, um für verschiedene Privatpersonen dahin zu fahren, so bekam ich den

Auftrag, mich nach meiner Bequemlichkeit zur Abreise bereit zu machen. Der Contract gieng auf vier Jahre, die mir eine so lange Zeit zu seyn dünkten, daß ich Anstalten machte, als wenn ich mein ganzes Leben auf jener Colonie hätte zubringen sollen. Indessen bekam das Schiff seine volle Ladung, und nachdem die Befrachter sich einigemal am Bord lustig gemacht hatten, bekam der Schiffer, Cornelius Blom genannt, Befehl, mit dem ersten guten Wind in die See zu gehen. Dieß geschah den 17. April 1680. Das Wetter war erwünscht; der Wind günstig; die Gesellschaft gut (denn es waren außer mir noch drey Passagiers auf dem Schiffe, brave Männer, die in Surinam wohnhaft waren); kurz, wenn die beständige Bewegung der Wellen uns nicht erinnert hätte, daß wir uns auf den Gefielden Neptuns befänden, so würden wir unsere Reise mehr für eine stille Wanderung von einer Gegend nach der andern, als für eine Seefahrt gehalten haben. — So kamen wir auf die Höhe der Canarischen Inseln, wo wir binnen wenig Tagen die Passatwinde antrafen. Endlich warfen wir, nachdem wir neun bis zehn Wo-

chen,

chen, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete, auf der See gewesen waren, den 23. Junius in der Mündung des Flusses Surinam Anker.

II. Kapitel.

Beschaffenheit des Flusses Surinam. — Fische in demselben. — Wunderbare Eigenschaft des Zitteraals. — Wasserfälle.

Der Fluß liegt unter sechs, oder fünf einen halben Grad nördlicher Breite. Bey der Einfahrt ist er mit Sandbänken besetzt, doch aber bey hohem Wasser drey Klafter tief, und zur Zeit der Springfluthen noch tiefer. Seine Breite beträgt bey der Mündung ungefähr eine Meile, und diese Breite behält er durchgehends bey, bis er sich in zwey stark gekrümmte Arme theilt, wovon der eine, der nach Osten geht, Combuine, der andere, der nach Westen läuft, Suriname genannt wird. Diese Arme, längs welchen eine Menge Pflanzstädte liegen, so daß man bey gutem Wetter über die Savaanen oder Wiesen immer in einem halben Tage von einer zu der andern kommen kann, sind jeder ungefähr eine halbe

Meile breit, und so tief, daß sie gegen dreyßig Meilen hinauf von den größesten Schiffen befahren werden können; auf beyden Ufern sind sie mit Gebüschen besetzt. Ungefähr zwey Meilen von der Mündung des Flusses, gerade gegen den Fluß Surinam zu, liegt ein von Steinen aufgeführtes Fort, Parimaribo genannt, nebenbey ein Dorf von 50 bis 60 Häusern, und etwas höher hinauf ein festes Haus, das während des Gouvernement des Herrn van Sommelsdyk aufgeworfen wurde. Noch höher an demselben Flusse liegt Zandpunt, ein Christendorf, das aus 25 bis 30 Häusern besteht, und eine Kirche hat. Ueber diesem Dorfe sieht man einen Ort, das Judenquartier genannt, weil daselbst viele Juden wohnen. Hier sind die besten Pflanzstädte der ganzen Colonie. Es war dieß ehemals der äußerste Ort. Als aber die Schwester des Herrn van Sommelsdyk im J. 1684 herüber kam, haben die mit ihr angekommene Labadisten noch weiter hinauf eine Pflanzstadt angelegt, die den Namen ihrer Secte führt. Bey dem Zusammenfluß der beyden Arme oder Flüsse Combuine und Suriname liegt das Krabbebosch, wel-

ches untergegangenes Land ist, worauf kein Fort stehen kann; sonst würden von hieraus beyde Flüsse vertheidigt werden können. Aber bey der Vereinigung des Combuine und Cottica, eines Arms, der bey der Mündung so stark ist als der ganze Fluß, sieht man ein ziemlich starkes Fort. Längs diesen Arm sind auch viele Pflanzstädte angelegt, die aber 15 bis 16 Meilen von einander entfernt sind. Auch findet man welche längs einem gewissen Kanal Peireka genannt, der aus dem Cottica in den Combuine geht. Es giebt noch mehrere Kanäle, an welchen gleichfalls Pflanzstädte liegen, allein es wäre zu weitläuftig, sie hier anzuführen, und man könnte sie dem Leser doch nicht verständlich genug vor Augen stellen.

Uebrigens ist der Fluß sehr fischreich, und hat eine unzählige Menge großer Fische, die zwar nicht alle eßbar, aber doch selten und sehenswürdig sind; so z. E. den Schwertfisch oder Sägefisch (*), der diesen Namen von einem Knochen hat, welcher aus seinem Maule heraus wächset, einem Schwert oder mehr einer Säge gleicht, und wie ich selbst gesehen habe, über eine Ele lang ist.

(*) Squalus pristis.

ist. Eine andere Art Seethiere wird **Manaty** (*) genannt. Diese nähren sich von den Gesträuchen, oder den Blättern derselben, die längs dem Flusse hin wachsen. Ihre Jungen saugen an den Müttern, wie an einer Kuh, und ihr Geschmack ist mehr Fleisch- als Fischartig. Die dritte Art Fische werde ich hier blos nennen; denn sie ist so merkwürdig, daß sie wohl eine besondere Beschreibung verdiente. Der Name derselben ist Torpedo (**) (Zitteraal) oder im Englischen Numeel, d. h. lähmender Aal (***) Wenn diese lebendig sind, und ein ander Geschöpf berühren, oder von demselben angerührt werden, so geben sie allen Gliedern desselben eine solche Taubheit und Lähmung, daß sie eine Zeitlang ganz ohne Gefühl und Bewegung sind; und es ist

(*) Trichecus manatus.

(**) Gymnotus electricus.

(***) Wo ich nicht irre, so ist dieß die allererste gedruckte Nachricht, die von diesem nachher so berühmt gewordenen Fische vorhanden ist.

Denn Richer seine ist meines Wissens erst in *Duhamel* hist. acad. Parisinæ pag. 168. und die von Flamstead in *Birch's* hist. of the royal Society Vol. IV. pag. 27 seq. bekannt gemacht.

ist glaublich, daß verschiedene Leute ertrunken sind, weil sie das Unglück gehabt haben, im Schwimmen einen dieser Fische zu berühren. Sie äußern dieselbe Wirkung, wenn man sie nur mit dem Ende eines langen Stockes berührt, oder die Hand an jemand legt, der so gelähmt ist. Hievon hatten wir selbst ein merkwürdiges Beyspiel. Es wurde einer dieser Fische gefangen, und aufs Land geworfen, ein Hund schnüffelte daran herum, nahm ihn in das Maul, und fiel plötzlich zur Erde. Der Herr des Hundes, der dieß sah, gieng hin, und wollte seinen Hund wegreißen, wurde aber auch plötzlich an allen Gliedern gelähmt, so daß er kein einziges bewegen konnte. Ein anderer Mann, der bey ihm stand, und ihn wegziehen wollte, hatte dasselbe Schicksal, und dieß dauerte so lang, bis daß der Aal dem Hunde entschlüpfte; dann kamen sie alle wieder zu sich selbst, und konnten sich rühren und bewegen wie zuvor.

Die Pflanzstädte liegen gegen dreyßig Meilen an dem Flusse hinauf; und weiter kann die Colonie ihre Gränzen schwerlich ausdehnen, weil auf beyden Ufern verschiedene Wasserfälle von

den Steinfelsen niederstürzen, durch die der Fluß, welcher der beste Weg ist, um alle Bedürfnisse darauf fortzubringen, ganz unbefahrbar gemacht wird. Wenn nur wenige dergleichen Wasserfälle wären, so sollte wohl mit der Zeit Rath geschafft werden; allein man trift alle fünf bis sechs Meilen welche an, und das so weit hinauf, als das Land nur einigermaßen bekannt ist. Es ereignete sich einmal, daß man in der Gegend dieser Wasserfälle auf einige Indianer streifte, die heruntergekommen waren, und eine englische Frau ermordet, und ihr Haus geplündert hatten. Hiezu waren einige Leute ausgerüstet, die jedesmal ihre Fahrzeuge ans Land zogen, und so bey sechs oder sieben dieser Wasserfälle vorbeygekommen waren; endlich aber mußten sie, ohne etwas ausrichten zu können, wieder umkehren. Bey dieser Gelegenheit hatten einige die Dreistigkeit, mit ihren Fahrzeugen die Wasserfälle herunterzufahren; allein verschiedene derselben wurden jämmerlich in Stücken zerschellet, und andere kamen mit genauer Noth mit dem Leben davon. Dergleichen Wasserfälle sind fast in allen Flüssen auf dieser Küste, und stehen der

vollkommenen Kenntniß und Entdeckung dieses reichen Landes sehr im Wege.

III. Kapitel.

Von dem Clima des Landes, und einigen damit zusammenhängenden Merkwürdigkeiten.

Vom November bis in den Julius ist die Hitze mäßig. Der Himmel ist beständig mit Wolken bedeckt; die Erde wird durch häufigen Regen erfrischt; und der beständige Nordostwind kühlt die Luft sehr merklich ab. Die anderen fünf Monate aber, wenn kein Regen fällt, und man die angenehme Beschattung der Wolken entbehren muß, ist es ziemlich heiß. Und dieß kommt nicht nur von der Zurückprellung der Sonnenstralen von einem meistentheils sandigen Erdreich, sondern auch von der Nähe der Sonne selbst her. Wäre die Hitze nicht durch die vorhergehende Kühle etwas gemäßigt, so würde sie noch viel unerträglicher seyn. — Da dieß Land so nahe bey der Linie ist, so sind Tag und Nacht meistens gleich, oder wenigstens nicht über eine Stunde unterschieden; denn die Sonne geht niemals frü-

her

her oder später auf oder unter, als eine halbe Stunde vor oder nach sechse.

Die unveränderliche Wärme macht, daß dieß Land viel angenehmer für alte als für junge Leute ist. Es scheint in der That den erstern recht zuzulachen, und ihre Jahre zu verjüngen. Wenn sie lahm, matt und schwach hieher kommen, werden sie wieder jung und voll Leben. Die jungen Leute hingegen verlieren viel von ihren Kräften, und nehmen früher ab als in den nördlichen Ländern, wiewohl Surinam übrigens für Leute von guter Constitution ein recht gesunder Aufenthalt ist.

Die Krankheiten, die hier am häufigsten grassiren, sind hitzige und kalte Fieber, Jawes, und die Wassersucht, die man die Landeskrankheit nennt. Das gemeine Volk litt in den ersten Jahren außerordentlich davon; aber ich glaube, daß dieß mehr von der schlechten Wohnung und elenden Kost, als von der Ungesundheit des Landes herkam. Jawes sind beynahe dieselbe Krankheit, die wir Franzosen nennen. Man bekommt sie durch den Umgang mit india-

nischen

nischen Frauen äußerst leicht; und es scheint als wenn diese von Natur damit behaftet wären (*); so

(*) Es ist sehr zu wünschen, daß die Geschichte dieser merkwürdigen Krankheit, da sie zumal auch über die Entstehung und Verbreitung der Lustseuche viel Licht verspricht, bald mehr als bisher geschehen, aufgeklärt werden möge, besonders was ihre eigenthümlichen Kennzeichen betrift, zum Unterschied von dem verwandten auf Guinea einheimischen Uebel, das auch zuweilen Yews genannt wird (sonst Pian oder Epian); ferner von den Amboinischen Pocken; von der Krimmischen Krankheit; vom Aussatz; und von der Lustseuche selbst; als mit welchen allen sie mehr oder weniger Aehnlichkeit zu haben scheint, auch mit allen wohl eher vermengt worden ist. Ich glaube nicht, daß mir von dem, was zumal neuerlich über dieses Uebel geschrieben worden, etwas vom Belange entgangen ist, kann aber wohl sagen:

Fecistis probe!
Incertior sum multo, quam dudum.

Ausgemacht scheint mir wenigstens, nach der Vergleichung der kundigsten Reisebeschreiber, daß die wahren americanischen Yaws eine in der neuen Welt vorlängst einheimische Krankheit sind, daß sie aber vermuthlich durch Complication mit manchen der gedachten verwandten Uebel, selbst verschiedentlich ausgeartet seyn mögen.

so wie dieses Uebel, das uns zuerst von den Spaniern zugebracht wurde, gegenwärtig auch in keinem Theile von Europa etwas seltenes ist. Es entsteht auch leicht aus irgend einem Geschwüre oder einer unreinen Wunde, wornach nicht gehörig gesehen wird; denn allen dergleichen Dingen ist das Land so zuwider, daß es sie gleich in diese traurige und beynahe unheilbare Krankheit verändert. Die Wassersucht oder die Landeskrankheit ist, nach meinem Ermessen, durch die ungesunde und schlechte Kost unter das gemeine Volk gekommen, das aus Mangel an guten Herren sich sehr kümmerlich behelfen muß. Wenigstens habe ich bemerkt, daß selten jemand dieser Krankheit unterworfen ist, als die armen Dienstboten, und übrigen Leute dieser Klasse. Die ungesunden Speisen erzeugen schweres Blut, und Niedergeschlagenheit, wodurch diese Leute alle Lust zu sich selbst verlieren, sich ganz und gar verwahrlosen, und endlich nicht mehr Stärke genug haben, die üblen Säfte und Feuchtigkeiten auszutreiben, die bey solchen melancholischen Menschen je länger je mehr entstehen; und darüber vergehen und sterben dann die allermeisten,

wenn

wenn nicht der Krankheit in Zeiten begegnet wird.

Bey der Mündung des Flusses ist das Land niedrig, waldig und voll Swampen (Moräste) oder versunkener Stellen. Dreyßig Meilen höher hinauf ist es hoch und bergicht, und zwischen beyden Gegenden sind weite Gefilde oder Ebenen, hin und wieder mit kleinen Wäldern besetzt, die wie Inselchen in einer grünen See aussehen. — Man geräth in ein angenehmes Erstaunen über die schönen Werke der Natur, wenn man (*) die kleinen Thierchen mit drolligen Geberden von einem Aste dieser beständig grünenden Bäume auf den andern springen sieht; denn nie findet man einen Baum seiner Sommertracht beraubt. So wie ein Blatt abfällt, tritt ein anderes in seine Stelle. Und viele Bäume sind immer zu gleicher Zeit mit Blüthen und Früchten von jedem Grade der Reife geschmückt. Kein menschlicher Sinn hat aber in diesen Wäldern mehr Genuß, als der Geruch; denn die Bäume erfüllen dort weit um sich her die Luft mit ihren aromatischen

(*) Auch im Original ist an dieser Stelle kein besserer Zusammenhang.

Gerüchen, so daß seekranke Leute zum Erstaunen dadurch erquickt werden.

Mit Verwunderung sieht man auch die Menge Gewürme, die dieses heiße und feuchte Land erzeugt. Ich habe einen weissen Fleck gesehen, der zuerst nicht größer war, als ein Stecknadelknopf, und aus dem sich bey einem neuen sanften Auswuchs der Wurzel eines großen Baumes binnen zwey bis drey Tagen ein Sommervogel mit schönen schwarzen safrangelb gesprengten Flügeln bildete. Ich habe andere gefunden, die noch nicht ausgewachsen waren, aber so fest an der Rinde des Baumes klebten, als ob sie daran gewachsen wären. Eine Art wird wegen ihres langen Halses Cemelvliege genannt; wie sich diese fortpflanzt, weis ich nicht; wenn sie aber eine Zeitlang gelebt hat, so fällt sie auf die Erde, schießt eine Wurzel, und verändert sich in eine Pflanze. (*)

Ohne

(*) Vermuthlich ist hier das in beyden Indien und selbst in Europa bemerkte Phänomen gemeynt, da aus todten oder lebendigen Mantis-Gattungen, Cikaden und andere dergleichen Insecten, zumal wenn sie ihre Verwandlung noch nicht ganz überstanden haben, clavariæ und andere kleine Gewächse auswachsen. S. z. B. *Fougeroux de Bon-*

Ohne Zweifel wird dieß einigen sehr unglaublich scheinen; ich kann aber versichern, daß es eben so wahr ist, als die mannichfaltigen Veränderungen des Seidenwurms.

IV. Kapitel.

Von den Lebensmitteln.

Diese bestehen in James, Plantons und Cassader, welche die Stelle des Brodes vertreten. (*) Das erste ist eine Wurzel, die gleich dem Hopfen einen Büschel trägt. Sie wird in acht Monaten reif, und wenn sie gekocht oder geröstet wird, ist sie trocken und krümelicht. Was ihren Geschmack anbelangt, so kann ich nicht viel davon sagen; denn sie wollte mir nie sehr behagen. Planton ist die Frucht eines Baumes, die gegen ein Jahr braucht, ehe sie vollkommen ausgewachsen ist. Sie sieht der Schale einer Bohne ziemlich gleich, ist aber größer. Es hängen in einem

Bondaroy in den Mém. de l'acad des sc. de Paris 1769. p. 467 u. f. *Ott. Fr. Müller* in den Nov. A. N. C. T. IV. pag. 215 u. f. und Herrn Prof. Gmelin's Betr. der pflanzenartigen Fliegen; im Naturforscher IV. St. S. 67 u. f.

(*) S. in der vorigen Reise Kap. XIII.

Büschel 40 bis 50; der Baum trägt aber nie mehr davon als eine. Man pflückt sie ehe sie ganz reif sind, und kocht oder röstet sie. Meiner Beurtheilung nach ist diese Art Brod nicht besser als die vorhergehende.

Die letzte Art — die man eigentlich Brod nennen kann — nämlich Cassader, ist gleichfalls eine Wurzel, so dick als das Bein eines Mannes, aber von verschiedener Gestalt. Aus ihr wächset ein acht Fuß hoher Baum; wenn dieser ein Jahr alt ist, wird die Wurzel ausgezogen, und durch Stücke des alten Baumes, die man in die Erde legt, ein neuer angepflanzt. Die ausgezogene Wurzel wird geschabet, und der Saft, der ein heftiges Gift ist, herausgepreßt. Alsdann wird sie getrocknet und gestoßen, und aus dem Mehle auf heißen Steinen runde einen halben Zoll dicke Kuchen gebacken. Neugebacken schmecken diese ganz angenehm, wenn sie aber nur einen Tag alt sind, so ist schon wenig Geschmack mehr darin. Aus dieser Cassader machen die Indianer verschiedene Arten starker Getränke, wovon eines, Perrinoe genannt, in der That gut ist, und ziemlich unserm stärksten ein Jahr alten Märzenbier

gleich

gleich kommt. Die Bereitung dieses Getränkes habe ich in dem XIII. Kapitel meiner Reise nach Rio de Berbice erzählet, und finde es daher überflüßig, sie hier nochmal zu wiederholen.

Fleisch und Fische müssen immer aus Neuengland, Virginien und andern Gegenden zugeführt werden, ungeachtet die Wälder und Flüsse hiesiger Gegend mit beydem reichlich versehen sind. Die beständigen Regen und Ueberschwemmungen erlauben nicht, daß man die Fische in der Menge fängt, in der man sie nöthig hat; indeß hat doch niemand, der sich etwas Mühe geben will, Ursache über Mangel zu klagen. Die Fische sind von ganz gutem Geschmack; was aber das Fleisch anbelangt, so wird einer, der etwas lecker ist, bald finden, daß dieß in unsern Niederlanden viel besser ist, als hier zu Lande. Denn eben die Thiere, die bey uns gezogen werden, haben in diesen heissen Ländern Fleisch, das ganz schlaff ist, und keinen Geschmack hat; ausgenommen die Schweine, die hier viel besser sind als in Holland.

Zu einer gewissen Jahreszeit werden auch Schildkröten (*) an der Seeküste gefangen, die

(*) Testudo mydas.

zwar nicht zu der Gattung gehören, deren Schilder so kostbar und theuer sind, die aber dafür ein Gewicht von 2 bis 300 Pfund haben. Die Weibchen hält man für die besten; gewöhnlich haben sie Eyer in ihrem Leibe, von welchen jedes so groß ist als ein Hühnerey, aber lange nicht so gut. Wenn sie legen wollen, kriechen sie aus dem Wasser heraus auf den Sand, verscharren ihre Eyer in denselben, und lassen sie durch die Sonnenhitze ausbrüten. Bey großem Mangel kann man auch wohl das gesalzene Fleisch der Schildkröten essen; denn Hunger, sagt man, macht große Bohnen süß; frisch aber werden sie von einigen für ein treffliches Essen gehalten. Ich für meine Person war nie ein großer Freund davon; denn wiewohl der Geschmack nicht ganz unangenehm ist, so lagen sie mir immer schwer im Magen, der übrigens doch keineswegs der schwächste ist. Sie müssen auch nothwendig eine grobe schleimichte Nahrung geben, da sie so leicht faul werden, und sogleich anfangen zu stinken, wenn man sie nur zwey Stunden, nachdem sie geschlachtet sind, ungesalzen liegen läßt. — Schafe kann man hier gar nicht ziehen; und es scheint, daß diesen Thie-

ren ein kaltes und trockenes Land angemessener ist, als ein heißes und feuchtes. Ochsen und Kühe kommen zwar fort, vorzüglich an der Seeküste, gegenwärtig aber sind sie noch nicht in so großer Menge, daß die Metzger viel damit zu thun hätten. — Schweine würde man in unendlicher Menge haben, wenn die Fledermäuse, die ihnen die Saugwarzen abbeißen, es nicht hinderten.

V. Kapitel.

Von den Vögeln und Thieren.

Ich glaube, daß es keine schönere und bessere Vögel in der Welt geben kann, als in dieser Gegend. Nur fehlt die Nachtigall mit ihrer lieblichen Kehle; und es scheint, daß dieses Land für einen so holden Gast allzu rauh und wild ist. Die hiesigen Vögel machen lauter Symphonien, vor denen einem angst und bange wird; denn der eine heult, der andere kreischt, der dritte krächzt und schreyt; zusammen aber machen sie ein Getöse, als ob es eine Musik aus der Hölle wäre. Allein, was ihnen an Süßigkeit der Stimme abgeht, das ersetzen sie auf eine andere in Ansehung des Nutzens und Vergnügens der Menschen sehr

schätzbare Weise. Denn die Enten, Halbenten, wilde Tauben, Schnepfen, Fasanen, Rebhühner u. dgl. die hier viel größer und eben so gut sind, als einige derselben bey uns zu Hause, finden sich hier an allen Orten in Menge. Die Papagayen sind hier häufiger, als in Holland die Krähen. Und an der Seeküste findet man einen gewissen Vogel, dessen Name mir entfallen ist (*), der so groß ist, daß, wenn man in der Ferne einige beyeinander sieht, man meynen sollte, es käme eine Kompagnie Soldaten anmarschirt. Ihre Federn sind von dem schönsten Scharlachroth, das keine menschliche Kunst erreichen kann, und geben einen solchen Glanz von sich, daß man sie nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden. Auch giebt es eine andere Art Vögel, die noch schöner sind als die vorigen, in Ansehung der Größe aber stehen sie weit unter ihnen; denn sie sind nicht größer, als eine wilde Biene oder Hummel. Diese in den Wäldern umherschwärmen zu sehen, ist ein unbeschreiblich prächtiges Schauspiel einer Mannichfaltigkeit der schönsten und lebhaftesten Farben. Man nennt sie, weil sie ihre Nahrung meistens aus den Blumen haben, Honigvögel.

(*) Der Flamingo, Phœnicopterus ruber.

Außerdem hat man eine gewisse Art schwarze Vögel, die ihre Nester an die äußersten Spitzen der Aeste der Bäume hängen, um sie auf diese Art vor den diebischen Meerkatzen zu sichern, die sie sonst auf jeden Fall vernichten würden. — Sonsten ist Surinam auch mit allerhand Arten von Fledermäusen so reichlich versehen, daß, wenn es zum Lobe des Landes gereichte, man wohl behaupten könnte, es seyen eher die Sterne am Himmel zu zählen, als die verschiedenen Gattungen dieses Gezüchts, von welchen weitläuftiger handeln werde, wenn von den schädlichen Thieren rede.

Doch ohne die Geduld des Lesers weiter zu misbrauchen, will ich eine kurze Beschreibung der merkwürdigsten Thiere, deren ich mich erinnere, beyfügen.

Surinam hat Hirsche, Hasen, Kaninchen, Armadillo, Schweine, Büffel, Ameisenbären, Tieger u. s. w. Auf den Bäumen halten sich auf Meerkatzen, Quotto, Marmezert, Cuscharee, Faulthiere, und viele andere, deren Namen ich vergessen habe.

Die Hirsche sind größtentheils wie die unsrigen. Die Hasen gleichen mehr einem Spanferken,

ken, als irgend einem andern Thiere. Sie haben braunes weiches Haar, mit weissen Flecken, und sind größer als die unsrigen, mit denen sie überhaupt außer dem Munde gar keine Aehnlichkeit haben. Sie sind eine ausnehmende gute Speise, und viel besser als irgend ein vierfüßiges Thier in Holland.

Die Kaninchen sind roth von Haaren, kleiner und weniger wohlschmeckend als die Hasen, übrigens aber von eben derselben Gestalt.

Armadillo giebt es zweyerley Arten, eine grössere und eine kleinere. Von den großen (*) habe ich welche gesehen, die 80 Pfund wogen. Sie haben kurze Beine, drey Klauen an ihren Füßen, einen Kopf wie die Schweine, keine Zähne, und einen kleinen Mund. Sie sind, Kopf und Bauch ausgenommen, über und über mit Schuppen bedeckt, durch die kein Spieß oder Lanze durchdringen kann, sie müßte denn gerade zwischen die Fugen dieser Schuppen treffen. Sie graben sich mit ihrem Rüssel und Pfoten in die Erde ein, und würden eine ganz gute Speise abgeben, wenn sie nicht so stark nach Moschus röchen. (†)

(*) Tatu novemcinctus.

(†) Den Biesamgeruch benimmt man diesen Fleisch, wenn man es die Nacht vorher in Citronensaft und Salz legt.

Die Schweine sind von dreyerley Art. Die eine Art lebt wie die Ottern, meistentheils im Wasser (*), und wird sehr geschätzt; ich habe aber nie das Glück gehabt eines zu sehen. — Die zwey andern Arten werden Pakkyra und Pinko genannt. Die ersten (**) haben den Nabel auf dem Rücken, sind grau von Farbe, und eine ziemlich gute Speise. Die Pinko (***) sind nicht so groß als unsere Schweine, aber gewiß eben so gut.

Die Büffel sollen so groß als unsere zweyjährigen Rinder, und eine gute Speise seyn. Umständlicher kann ich diese Thiere nicht beschreiben; denn es ist mir keines zu Gesicht gekommen, und ich habe auch gehört, daß sie selten so weit herunter kommen, als ich damals wohnte.

Der Ameisenbär (†) ist von der Größe eines gewöhnlichen Schweines, von dunkelgrauer Farbe, und hat einen langen haarichten Schwanz, wie ein Fuchs oder Eichhorn, womit er sich den ganzen Leib

(*) Tapir capybara — S. *Buffon* Vol. XII. Tab. XLIX.

(**) Das Nabelschwein, Sus tajassu. S. in der vorigen Reise Kap. XV.

(***) Fermin giebt Pingo als ein Synonym vom Nabelschwein an.

(†) Myrmecophaga jubata.

Leib gegen den Regen bedeckt. Er hat einen kleinen Kopf, aber sein Rüssel ist von den Augen an gerechnet, wohl einen Fuß lang; übrigens hat er keine Zähne; seine Zunge ist lang und schmal, und er kann sie einen Fuß lang herausstrecken. Er steckt sie in die Nester der Ameisen, die nothwendig daran kleben bleiben, und alsdann von ihm, als seine einzige Speise, verschlungen werden. Es ist dieß, vorzüglich an den vordern Theilen des Körpers, ein sehr starkes Thier. Er hat scharfe Klauen, die anderthalb Zoll breit sind, und womit er einen tüchtig packen kann. Das beste aber ist, daß er langsam geht, so daß man ihm leicht entkommen kann. Sein Fleisch ist nicht das beste; wenn man aber großen Hunger hat, muß alles durch die Kehle.

Die Tieger sind von dreyerley Art, schwarze, bunte und rothe. Die erste Art (*) wird für die grausamste gehalten, in den bewohnten Gegenden aber selten gesehen. Die bunten (**) werden, wie ich glaube, unrichtig Tieger genannt; denn es sind vielmehr Leoparden. Sie thun den meisten Scha-

(*) Felis nigra. S. *Pennant's* Synopsis of quadrupeds Tab. XVIII. Fig. 2.
(**) Felis onça.

Schaden durch die Zerstörung, die sie unter dem Vieh und Geflügel, als Hühnern, Gänsen u. dgl. anrichten. Sie sind so stark, daß sie mit einem Schweine im Rachen über einen fünf Fuß hohen Zaun springen können. Unter andern kam einer in die bewohnten Gegenden, brachte ein zweyjähriges Kind um, und schleppte es über eine Viertelstunde weit in den Wald. Bey Tage fallen sie so leicht niemand an, sie müßten denn sehr hungerig oder verwundet seyn; und ich habe von nicht mehr als zwey oder drey Menschen gehört, die sie, seit die Colonie errichtet ist, zerrissen haben. Einer von diesen war ein angesessener und behender Mann, der immer wünschte, einmal einen Tieger zu finden, und sich oft darüber beklagt hatte, daß er noch nie auf der Jagd das Glück gehabt hätte, eines von diesen Thieren anzutreffen. Endlich ereignet es sich des Nachts, als er bey offnen Thüren in seiner Hangmatte lag, daß ein Tieger komt, ihn anpackt, und zwey Stunden weit in den Wald trägt. Er rief vergebens um Hülfe, ungeachtet eine englische Frau, die neben ihm in einem verschlossenen Hause war, ihn hörte, und das Herz hatte, mit einer Muskete aus dem Fenster zu

schießen. Wer aber diese Thiere kennt, weis wohl, daß sie nicht so leicht auf einen kleinen Lärm ihren Raub fahren lassen. Den andern Tag fand man den Mann, und es waren ihm bereits Kopf und Schultern abgefressen. Seit der Zeit bemerkte man, daß nicht mehr so viel Tieger in diesen Gegenden sich sehen ließen, weil sie sich theils weiter hinauf in die Wälder begeben haben, theils auch viele von den Hirten gefangen wurden. Ein gewisser Jan Millar, den man mir als einen sehr herzhaften Mann beschrieb, hat allein nicht weniger als zwölf oder vierzehen mit der Flinte oder Lanze getödtet, wobey er einigemal auf eine wunderbare Art sein Leben rettete, und in andern Fällen schwere Verwundungen bekam. Rothe Tieger (*) giebt es nicht in so großer Menge; auch sind sie nicht so grausam, als die beyden andern Arten.

In den Wäldern findet man eine Menge Landschildkröten (**), die aber nur den vierten Theil

(*) Felis concolor.

(**) Testudo scorpicidus. *Linn.* (fimbriata *Schneid.*) u. dgl.

Theil so groß sind, als die an der Seeküste. Ihre Schilde sind so hart und stark, daß ein geladener Wagen darüber fahren kann, ohne sie zu zerbrechen oder zu quetschen. Es ist dieß auch der einzige Schutz, den ihnen die Natur gegen ihre Feinde gegeben hat: nur hilft er ihnen nichts gegen Menschen und Tieger. Jene begehen an ihrem Hause einen gewaltsamen Einbruch mit dem Beile; und diese drehen sie um und verschlingen dann ihr Fleisch. — Diese Schildkröten essen alles was ihnen vorkommt. Die Einwohner pflegen eine Anzahl von ihnen in einen Stall einzuschließen, und sich ihrer dann bey vorkommenden Umständen zu bedienen; denn man hält sie in diesen Gegenden für kein schlechtes Gericht.

Ueber dieß giebt es Porcupinen (Stachelschweine), die viel mit den Igeln übereinkommen; nur sind sie etwas größer, und über und über mit weißen und schwarzen Stacheln gewaffnet, die wie Federkiele aussehen, zwey Handbreit lang, und scharf wie Nadeln sind. Diese Stacheln können sie mit bewunderswürdiger Ge-

nauigkeit auf allen Seiten gegen den, der sie angreifen will, ausschießen. (*)

Die Meerkatzen sind in unserm Vaterlande und allenthalben so gut bekannt, daß es überflüßig wäre, sie besonders zu beschreiben. Doch etwas, glaube ich, findet sich bey den Meerkatzen in diesen Gegenden, wodurch sie sich von allen andern auszeichnen, und das ich daher hier erwähnen will. Zu bestimmten Stunden nämlich sowohl bey Tag als bey Nacht, machen sie durch ihre hohle Kehlen ein so gräßliches Geschrey, daß derjenige, der es noch nicht gewohnt ist, nicht leicht etwas Sonderbareres und Schrecklicheres hören kann; dieß Geschrey ist so stark, daß man es über zwey Meilen weit hört.

Der Marmazet ist ein kleines artiges Thierchen von grüner und gelber Farbe. Ob er gleich viel kleiner ist als eine Meerkatze, so hat er doch alle

(*) Das gleiche hat man auch ehedem vom africanischen Stachelschweine vorgegeben, ist aber auch schon längst von den zuverläßigsten und genau beobachtenden Reisenden widerlegt worden. S. z. B. Shaw, Sparrmann ꝛc.

alle diese Seiltänzer unter seiner Botmäßigkeit. Er reitet nämlich auf ihnen, springt mit ihnen von einem Baume zum andern, giebt ihnen noch obendrein die Sporen, indem er sie in die Ohren beißt, und kann auf keine Weise von ihnen abgeschüttelt, oder aus dem Sattel gehoben werden.

Der Quotto (*) ist gewissermaßen schwarz, etwas größer als eine Meerkatze, und hat einen langen Schwanz, womit er sich von einem Baume zum andern schwingt. Sie haben ein rothes Gesäß; das Haar hängt ihnen über die Stirne herein; und sie sehen aus wie ein altes Weib. Ihr Geschrey ist schmetternd, und gewaltig laut.

Der Cuscary ist schwarz, kleiner als ein Marmazet, und sieht aus wie ein Löwe.

Das Faulthier (**) ist ein Geschöpf, das wegen seiner dummen und trägen Natur diesen Namen hat. Es ist etwas größer als eine Meerkatze, und hat ein buntfärbiges Fell. Uebrigens

(*) Cercopithecus paniscus.

(**) Ignavus tridactylus.

brigens ist es so faul, daß es weder durch Schläge noch Stöße gezwungen werden kann, rascher zu gehen, als es gewohnt ist; und man kann sich vorstellen, daß es keines der schnellsten Thiere ist, wenn man hört, daß es ihm eine Tagreise ist, auf einen Baum hinaufzuklettern, von dem es selten heruntergeht, ehe es ihn von allem, was es fressen kann, leer gemacht hat; denn alsdann kommt es mit großer Bedachtsamkeit und Majestät herunter, und begiebt sich eben so wieder auf einen andern Baum. Seine müßigen Stunden — deren aber, wenn man die Zeit, die es zum Fressen und Schlafen braucht, abrechnet, nicht viele überbleiben — bringt es damit hin, daß es ein Liedchen pfeift, welche Musik aber für das Gehör eben nicht sehr angenehm ist.

Man hat noch andere Arten von Vögeln und Thieren, deren ich mich aber nicht mehr erinnere. Auch bin ich versichert, daß wenn der aufmerksamste Beobachter sieben Jahre in diesen Gegenden bliebe, er doch noch immer ein oder das andere Geschöpf finden würde, das er

vorher

vorher nicht gesehen hat, und das doch seiner Betrachtung wohl würdig wäre.

VI. Kapitel.

Von den Früchten.

Die Früchte des Landes sind Orangen, Limonen, Limes, Pomcitrons, Wasser- und Muscatel-Melonen, nebst einigen Trauben. Dieses sind durchaus nicht ursprüngliche Gewächse dieses Landes, sondern aus andern Gegenden hieher verpflanzt; gedeihen aber doch hier so gut als irgendwo. Die inländischen Früchte sind: Plantons oder Potatoes, Bonanoes, Semerrimars, Guavers, Pines, nebst einer Menge wildwachsender Pflanzen, die wahrscheinlich bey gehöriger Behandlung veredelt werden könnten.

Von den Plantons habe ich bereits etwas erzählt. Bonanoes sind beynahe eben dieselben Früchte; nur sind sie beynahe noch besser als die vorhergehenden, wiewohl ich an beyden keinen sonderlichen Geschmack finde.

Die Semerrimars wachsen auf einem ziemlich hohen Baum; sie haben viele Aehnlichkeit mit den Pfersichen, sind außen wollicht, und können nicht eher gegessen werden, als bis sie angegangen und faul geworden sind, und dann haben sie den Geschmack der Marmelade oder Quitte.

Die Guaver (*) ist ungefähr so groß als eine Mispel, gelb, und voll Saamenkörner. Es ist in der That eine von den leckersten Früchten, die man finden kann; und schmeckt, wenn sie reif ist, wie Johannisbeeren. Sie wächst in den Savannas oder Wiesen.

Die Pine oder Ananas ist unstreitig die Königinn aller Früchte. Sie ist sehr groß, hat ungefähr acht Zoll in der Dicke, und einen Fuß in der Länge. Auswendig ist sie grün, und gesprengelt, inwendig gelb, saftig und voller Höhlungen, wie ein Honigwaben. Auf der Spitze hat sie eine schöne Krone von Blättern, um dadurch gleichsam ihren Vorzug vor allen andern Gewächsen zu bezeichnen, den sie auch mit allem Rechte

(*) Gujavis. S. die vorige Reise Kap. XIII.

Rechte behauptet; denn sie ist die beste Frucht, die ich je gesehen oder geschmeckt habe. Sie wächst an einem kleinen, ungefähr vier Fuß hohen Busche. Der Stiel kommt wie bey einer Artischocke aus der Wurzel heraus. Wenn die Krone abgeschnitten und in die Erde gepflanzt wird, so trägt sie binnen zehen Monaten wieder eine neue Frucht.

VII. Kapitel.

Von den Waaren und dem Handel dieses Landes.

Die Waaren, womit in diesem Lande Handel getrieben wird, sind Zucker, Specklewood oder gefleckte Holz, Baumwolle, Tabak, verschiedene Gummi und Färbehölzer.

Zucker wird in ansehnlicher Quantität gemacht, und durch die Bank zehen Procent besser gehalten, als der von Barbados.

Specklewood ist auch in überflüßiger Menge, und hatte vormals in England gleichen Preis mit dem Zucker. Seit es aber so häufig hinübergeführt wurde, ist der Preis ziemlich gefallen.

Die Baumwolle kommt hier nicht so gut fort, als in Barbados und andern Inseln, wahrscheinlich, weil hier zu viel Regen fällt, und die See zu weit entfernt ist, aus der ein salzichter Thau aufsteigt, der die Raupen und anderes schädliche Gewürme von den Bäumen vertreibt.

Tabak geräth ganz gut, ist aber schlechter als der Virginische, und ich glaube, daß bis jetzt nicht mehr gepflanzt wird, als die Colonie für sich selbst nöthig hat. Denn alle Leute, Männer, Frauen und Kinder sind Liebhaber eines Pfeifchens.

Indigo findet sich nicht sehr häufig.

Rum ist ein aus dem Safte des Zuckerrohrs abgezogenes Wasser, gemeiniglich noch einmal so stark als Brantewein, daher er in Neuengland Kil-Divel oder Teufelstod genannt wird. Man verkauft dort ein Maaß von vier Kannen gegen zwölf Pfund Zucker.

Molasses (*) ist das, was von dem Zucker abträufelt, wenn er in die Töpfe gegossen wird. Die

(*) Melasse.

Die bey unsern Materialisten am meisten bekannten Gummi sind Montagne und Gummi Semnia. Sie sind beyde genug zu bekommen, und es giebt ohne Zweifel noch bessere, die man mit der Zeit entdecken wird.

Cassia Fistula ist auch im Ueberflusse vorhanden; und außer dem noch eine Art Balsam, die von einem Baume abträufelt. Nichts hält man bey frischen Wunden für besser, als eben diesen Balsam.

Auch ist kein Mangel an allerhand Arten von Farbehölzern, womit ein ziemlicher Handel getrieben werden könnte.

VIII. Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Die Zahl der ansäßigen Einwohner pflegte sich vor einiger Zeit kaum auf vier bis fünfhundert zu erstrecken; gegenwärtig aber zählt man weit mehr, und unter denselben gegen dreyhundert Plantagen: diese bringen ihren Herren keinen kleinen Profit, und die Zinsen, die man, wenn vorsichtig zu Werke gegangen wird, von einem

Kapital binnen wenigen Jahren ziehen kann, belaufen sich, im Fall kein Unglück eintritt, viel höher, als bey einer größern Bevölkerung, und einem Lande, an das weit mehr Mühe gewandt wird.

Die Zeit, das Holz zu kappen, ist zwischen dem April und August; von dem Ende desselben bis in den Monat September liegt es, um trocken zu werden, und dann wird es angezündt, und die Asche dient statt des Dungs.

Indianisches Korn und Zuckerrohr werden in den Thälern gepflanzt; Ymas (*) und andere Speisen auf dem höhern Lande. Das Korn (**) wächst auf einem rohrähnlichen Stengel, der sechs bis sieben Fuß hoch ist; auf jedem Stengel sitzen nur zwey Aehren, die Körner sind aber so groß als eine Erbse, und werden in vier Monaten reif. Man hat jedes Jahr zwey Aernten, und bekommt wenigstens von einem Korn fünfhundert.

Das

(*) Vermuthlich Yams. S. die vorige Reise Kap. XIII.

(**) Zea americana.

Das Zuckerrohr kann gebrochen oder geschnitten werden, wenn es ein Jahr alt ist, wo es sechs Fuß hoch, und so dick, als ein Mannsarm über der Hand ist. Die Spitze wird abgeschnitten oder abgebrochen, und in der Mühle gepreßt. Der Saft wird in kupfernen Kesseln zur gehörigen Dicke eingekocht, und übrigens eben so behandelt, wie oben im XVII. Kapitel beschrieben ist.

IX. Kapitel.

Von den Negern und Sclaven.

Diese werden meistens aus Guinea in Africa gebracht, wie Hunde verkauft, und eben so behandelt. Die ganze Woche werden sie mit der größten Strenge von der Welt zu ihrer Arbeit angehalten, und bey den kleinsten Fehlern aufs schärfste gezüchtigt. Dieß dauert bis Sonnabends Nachmittag, wo man ihnen vergönnt, ihre eigenen Gärten und Pflanzungen zu besorgen, von denen sie einzig und allein ihr Leben erhalten müssen; außer daß etwa ihre Herren ein oder zweymal des Jahrs sie mit einigen stinkenden

den Salzfischen erfreuen, oder ihnen von einer Kuh oder Pferde, die verreckt sind, einen Braten zukommen lassen. Ihre Wohnung ist ein hartes Brett; ihre Decke ihr eignes schwarzes Fell.

Dieser elende Zustand veranlaßt sie durchgängig, aus Mismuth die verzweiflungsvollsten Versuche zu machen, sich in Freyheit zu setzen. Fürchten sie ertappt zu werden, so bringen sie sich ums Leben. Werden sie aber durch Hoffnung der Vergebung wieder zu ihren Herren zurück gebracht, und dann zum Schrecken und Exempel der andern gestraft, so ertragen sie, um ihre Standhaftigkeit, oder vielmehr Hartnäckigkeit zu zeigen, die größten Qualen, die ihnen nur angethan werden können, mit unerschütterlichem Muthe.

Sie bestehen aus einem Gemische von allerhand Völkerschaften, und leben beständig mit einander in Streit und Uneinigkeit. Daher ist auch keine Verschwörung unter ihnen möglich, oder sie wird wenigstens immer gleich von denen entdeckt, die mit einem oder andern der Ver-

schwo-

schworenen in Feindschaft stehen. Uebrigens sind sie auch schon von Natur verrätherisch und blutdürstig, und haben, obgleich verschiedene unter ihnen getauft sind, durchaus keine Religion.

Viele haben die alte Meynung des Pythagoras, in Ansehung der Wanderung der Seele von einem Körper in den andern, und glauben, daß sie nach ihrem Tode wieder gebohren, in ihr Vaterland zurückkehren, und in einer beständigen Veränderung in der Welt fortleben werden. Diese Einbildung macht, daß sie sich oft innigst nach ihrem Tode sehnen, weil sie keine Hoffnung haben, auf eine andere Art von ihrer traurigen Sclaverey erlöset zu werden.

X. Kapitel.

Von giftigen und schädlichen Thieren und Gewürmen.

Wahrscheinlich ist die fruchtbare Hitze des Landes, und die kleine Zahl der Einwohner die Ursache, daß es von so einer ungeheueren Menge Gewürme und schädlicher Thiere wimmelt,

womit

womit die Menschen oft gequält, und in Gefahr gesetzt werden. Unter die bekanntesten werden folgende gerechnet: Schlangen, Crocodile, Scorpione, Fledermäuse, Ameisen, Musquito, Kröten und Frösche.

Was die Schlangen betrift, so ist es ganz gewiß, daß welche getödtet worden sind, die dreyßig Fuß lang, und verhältnißmäßig dick waren. Das beste ist, daß man von diesen abscheulichen Thieren gar keine Gefahr zu fürchten hat; denn sie sind keineswegs giftig, auch, wenn sie keinen Hunger haben, gar nicht bissig. Es sind eigentlich Wasserschlangen, wiewohl sie bisweilen auch auf das Land kommen. Ihr Futter erhaschen sie durch List, nicht aber durch schnelles Laufen oder Wälzen; und ich habe niemals gehört, daß jemand so dumm gewesen ist, daß er durch eine Gefahr, der man so leicht entgehen kann, zu Schaden gekommen wäre. Allein vor einer andern Art, die kleiner, und in großer Menge vorhanden ist, hat man sich wohl zu hüten; denn diese sind äußerst giftig. Wir haben zwey oder dreymal die traurige Erfahrung

gehabt,

gehabt, daß nicht nur Menschen, die von ihnen beschädigt wurden, in kurzer Zeit starben; sondern daß auch 24 Stunden nach ihrem Tode, ihnen das Fleisch stückweise von den Knochen abfiel. Es giebt welche, die ganz schön, und von lebhafter bunter Farbe sind; aber unter diesen schönen Farben liegt das tödtlichste Gift. — Andere sind knotig und haben Hörner an ihrem Schwanze, und Hauzähne im Maule, die zwey Zoll breit und lang sind.

Es giebt auch Crocodile, aber sie sind weder sehr groß noch auch häufig. Ich brauche sie nicht zu beschreiben, da man sie ausgestopft in jeder Apotheke sehen kann.

Die Scorpionen sind schwarz, und sehen einem Krebse nicht unähnlich. Sie halten sich meist in trockenem Holze und Korn verborgen. Ihr Stachel ist der Schwanz, und wen sie damit stechen, der hat einige Stunden die heftigsten Schmerzen auszustehen; ans Leben aber geht es nicht. Das gewöhnliche Heilmittel wird von dem Geschöpfe selbst genommen; man reibt es entzwey, und legt es auf die Wunde.

Die

Die Fledermäuse sind für Menschen und Thiere schädliche Geschöpfe; denn sie ziehen beyden das Blut ab, und das mit solcher Behendigkeit, daß man es nicht fühlt, als bis es zu spät ist. Man sagt, daß verschiedene Leute genöthigt gewesen sind, ihre Wohnungen zu verlassen, um das wenige Blut zu behalten, das sie ihnen übrig gelassen hatten. Sie sehen im Fluge so groß wie eine Taube aus; und sind, wie ich schon gesagt habe (*), die einzige Ursache, daß die Schweine in diesem Lande nicht in größerer Zahl angezogen werden können.

Die Ameisen sind zwar kleine Geschöpfe, aber doch so unzählig uud so schädlich, daß Surinam beynahe von nichts so viel zu leiden hat, als von diesen Thierchen. Der sandige Boden ist vorzüglich voll davon; und die armen Leute, denen dergleichen Land zugefallen ist, und die keine Hülfe der Dienstboten hatten, um sie auszurotten, sind durch sie gezwungen worden, ihr Land zu verlassen, und bessere Plätze zu suchen.

Die

(*) IV. Kap.

Die Muskyta (*) ist eine Art Mücken, vor denen man des Nachts keine Ruhe haben kann, so sehr wird man von ihnen gebissen, wovon sogleich große Pusteln auflaufen. Man wird von diesem Insect am meisten in den niedrigen Gegenden, und an der Seeküste gequält, wo die See über das Land ab- und zulauft. Die Fischer müssen daher, um des Nachts schlafen zu können, den ganzen Leib, Augen und Mund ausgenommen, mit Koth beschmieren.

Kröten und Frösche, der Schrecken der Frauensleute, sind hier, wie in Aegypten, allenthalben, sowohl in den Häusern als in dem Felde. Des Abends, nachdem ein Schlagregen

(*) Die eigentlich sogenannten Moskiten sind in der That nichts anders, als unsre gemeine Mücke, culex, die uns in so vielen heißen Gegenden (wo ohnedem alle Insectenstiche heftigere Entzündung verursachen) durch ihre unsägliche Menge zur wahren Landplage wird. — Die gemeinen Seefahrer belegen aber auch viele andre Gattungen von dergleichen kleinen stechenden Insecten mit dem gemeinschaftlichen Namen von Moskiten.

regen gefallen ist, machen sie ein so lautes Geschrey, daß man sein eigen Wort nicht hören kann; und einige haben einen ganz gräulichen Ton, der mit nichts, als dem Aechzen und Winseln eines Menschen, der auf den Tod liegt, verglichen werden kann.

Dieses ist nun das Allerschlimmste, was von Surinam gesagt werden kann; denn übrigens ist das Land so von Gott gesegnet, und hat so viele Vorzüge, daß diese Beschwerlichkeiten dagegen gar nicht in Betracht kommen. Auch sind gegen einige derselben vollkommene und unfehlbare Hülfsmittel erfunden; und mit der Zeit wird man auch gegen die übrigen Rath schaffen.

XI. Kapitel.

Umständliche Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten, die Haushaltung, Lebensart ꝛc. der Indianer betreffend.

Man sagt, daß feige Menschen gewöhnlich Verräther sind. — Es stehen verschiedene Nationen mit dem Volke dieser Colonie in Verkehr

kehr und Handel; aber die eigentlichen Einwohner dieses Landes, die zugleich auch die größte Anzahl ausmachen, sind die Charibes oder Canibalen. Eben dieser Völkerstamm hat sich auch auf den meisten umherliegenden Inseln, und auf dem festen Lande von dem Amazonenflusse bis an den Oronoque verbreitet. Sie gehen, bis auf einen kleinen Lappen, den sie Ehrbarkeits halben tragen, gänzlich nackt; und selbst diese wenige Bedeckung werfen die Frauen, die ein oder zwey Kinder gehabt haben, weg. Ihre Haut ist Orangengelb, und ihr Haar schwarz, und ohne Kräuse. — Sie könnten, in Ansehung der irdischen Dinge, ein glückliches Volk seyn, wenn sie nur ihr Glück kennten; denn die Natur hat sie so mit allen Nothwendigkeiten des Lebens versehen, daß sie nur wenig Mühe anzuwenden brauchen, um sie sich zu Nutze zu machen. Die Frauenspersonen sind meistens geile Geschöpfe. Es giebt unter ihnen so vollkommene Schönheiten von Gestalt und Gliederbau, daß der verständigste und geschickteste Bildhauer schwerlich was an

ihnen auszusetzen finden würde. Die Verschämtheit gegen Fremde, die vorzüglich den Jungfrauen eigen ist, giebt ihren übrigen Vollkommenheiten, die so ganz nackt zur Schau ausgesetzt sind, eine so anziehende Grazie und Anmuth, daß man im Umgange mit ihnen keine geringere Gabe Keuschheit besitzen muß, als Joseph, wenn man keine Regung verbotener Begierden bey sich fühlen soll. Bis jetzt sind sie noch so einfältig gewesen, daß sie bey allen andern Freundlichkeiten, womit sie das männliche Geschecht anlocken, das süßeste und reinste Vergnügen, den Kuß, nicht kennen. (*) Da sie aber nun so viel mit den Europäern umgehen, und von Natur geistreich und gelehrig sind, so ist es glaublich, daß sie es mit der Zeit

(*) Hier den Wilden in Guiana würden schon ihre Nasengehänge beym Küssen hinderlich seyn. (S. die vorige Reise Kap. IV.)

Ueberhaupt aber ist, wie es scheint, den mehresten wilden Völkern (namentlich auch den nordamericanischen Wilden) dieses zoetste ende puurste vermaak, wie unser Verfasser das Küssen nennt, unbekannt.

Zeit wohl lernen werden. — Sie haben zweyerley Häuser; das eine für die Nacht, und das sind Hütten, die mit dem Dache beynahe auf den Boden stoßen; und das andere, um sich des Tages über darinn aufzuhalten; diese sind etwas höher und weiter, um sie gegen die heißen Sonnenstralen zu schützen; auch sind sie auf allen Seiten offen, damit die kühle Luft durchstreichen kann.

Ihr Hausgeräthe besteht in schön gemalten irdenen Töpfen und Schüsseln; und ihre Tafeltücher sind Baumblätter. Ihre Betten oder Hangmatten sind aus Baumwolle gemacht, viereckicht wie eine Bettdecke, mit einem Saum an jedem Ende, woran die Hangmatte straff ins Viereck ausgespannt wird. Ihr Brod und Getränke liefern ihnen ihre Cassavesgärten; und die Wälder und Flüsse versehen sie beständig mit Fleisch und Fischen. Wenn sie im Staate erscheinen wollen, malen sie sich artig mit einer rothen Farbe, Anotta (*) genannt,

(*) Wird sonst als Synonym der Orleanfarbe angegeben.

die auf kleinen Bäumchen in Schalen wächset; und zu gleichem Zwecke bedienen sie sich des Saftes verschiedener Bäume. Sie bohren sich Löcher durch die Nase, Lippen und Ohren, und hängen Glasperlen, Stücke Kupfer und andere Kleinigkeiten hinein, die sie von den Holländern mit ihrer Arbeit verdienen. Den Hals, die Arme und Beine beladen sie mit Corallen, Muschelschalen oder andern läppischen Dingen, die sie bekommen können. — Sie haben keine andere Regierung und Gesetze, als ihre häuslichen Verfassungen; und außerdem leben ganze Geschlechter beysammen, wie zu den Zeiten der alten Patriarchen. Immer tritt der älteste Sohn in die Stelle seines Vaters. Doch haben sie einige ausgezeichnete Männer unter sich, die ihre Kapitains und Hauptleute sind, und sie in den Krieg führen. Die Herzhaftigkeit dieser Leute prüft man, indem man sie tapfer mit Ruthen haut; wenn sie dieß ausstehen können, ohne zu schreyen, oder eine andere merkliche Bewegung zu machen, so werden sie für brav gehalten, und von den

andern, die weniger Muth haben, geehrt. Die Häupter der Geschlechter haben gewöhnlich drey oder vier Frauen, da hingegen die übrigen nur eine haben. Doch kann man sie mit mehrerem Rechte Aufwärterinnen nennen, als Hausfrauen; denn sie sind ihren Männern so unterthänig, als bey uns die geringste Magd ihrem Herrn oder ihrer Frau. Auch haben sie eine solche Ehrfurcht für ihre Männer, daß sie ihnen immer bey Tische aufwarten, und nicht eher essen, als bis jene mit ihrer Mahlzeit fertig sind. Selten wird der Mann seine Schultern mit einer Last beschweren, sondern gewöhnlich sie seiner Frau auflegen. Kommt sie mit ihrer Geburt zur Niederkunft, so geht sie sogleich wieder an ihre Arbeit, und verrichtet sie wie zuvor.

Ihre Sprache hat keinen sonderbaren Laut, ist aber doch schwer zu erlernen, weil viele Worte ganz verschiedene Dinge bezeichnen, und blos durch die Aussprache sich unterscheiden.

Wenn ein Feldzug beschlossen ist, so schickt der General oder oberste Kapitain auf alle Dörfer und an alle Familien, die versammelt werden sollen, einen Stock, in welchen so viele Kerben geschnitten sind, als man Tage zum Termin der Versammlung bestimmt hat; von diesen Kerben schneiden sie dann alle Tage eine aus, bis die Zeit um ist, und dadurch allein können sie wissen, daß die Zeit verstrichen ist; denn ihre Zahlen oder Ziffern erstrecken sich nicht über zwanzig (*); für die übrigen haben sie keinen Namen; und selbst diese zwanzig bezeichnen sie blos mit ihren Fingern und Zehen. Doch nehmen sie manchmal diese Zahl doppelt und dreyfach; geht es höher, so ist ihre Rechenkunst zu Ende, und dann brechen sie in ihr Ounsa Awara aus, d. h. so viel als Haare auf unserm Kopfe.

Zur See gehen sie mit gemalten Canots oder Booten, die aus einem Stücke gemacht sind, aus einem Baume, der wie ein Trog aus-

(*) Vergl. die vorige Reise Kap. IV.

ausgehöhlt wird, und der so groß ist, daß manchmal zwey bis drey Lasten (8 bis 12000 Pfund) darinn geführt werden können.

Ihre Waffen sind Bogen mit vergifteten Pfeilen, und kurze Stöcke von gesprenkeltem Holze (Speckle-wood). Einige tragen zu ihrer Bedeckung runde Schilde, die hübsch gemacht, und mit eingeschnittenen Figuren verziert sind. Sie halten keine Ordnung im Fechten, und thun keinen Angriff, als bey Nacht, es müßte denn seyn, daß sie merklichen Vortheil sähen. Die Männer, die sie gefangen bekommen, bringen sie mit der größten Grausamkeit, die nur feige Leute gegen Feinde, die sie in ihrer Gewalt haben, erdenken können, ums Leben. Die Kinder und Frauen machen sie zu Sclaven, und verkaufen sie für eine Kleinigkeit. Sie überfielen einmal die französische Colonie in Surinam, und versuchten es auch bey den Engländern, als diese erst hinkamen; aber sie wurden von den letztern so nach Hause geschickt, daß sie ihre Thorheit noch bereuen. Jetzt, da die Colonie

mächtig geworden ist, dürfen sie nicht wieder kommen; vielmehr betragen sie sich gegenwärtig freundschaftlich. Sie sind sehr rachgierig untereinander, und rächen eine zugefügte Beleidigung zur einen oder andern Zeit; dabey aber sind sie immer verrätherisch, und trauen sich nicht ihrem Manne unter die Augen zu sehen.

Ich habe niemals bemerken können, daß sie irgend Religion oder Gottesdienst haben; wiewohl sie manchmal von einem Kapitain der Wolken sprechen; allein sie dienen weder ihm, noch sonst einen andern. Vom Teufel haben sie einige Kenntniß, und nennen ihn Yarakin. Die Betrüger des Volks, die sie Peies nennen, und die die Stelle der Priester oder Pfaffen vertreten, machen ihnen weiß, daß sie in enger Gemeinschaft mit ihm stünden. Ob dieß sich in der That so verhält, oder nicht, kann ich nicht sagen; es dient ihnen indeß dazu, sich ein Ansehen bey dem übrigen Volke zu geben, das sich einbildet, daß Tod, Krankheiten und allerhand

Unglück unmittelbar vom Teufel komme. Sie haben auch einen kleinen Funken Kenntniß von einem andern Leben, wo die guten und bösen Handlungen dieses Lebens Vergeltung und Strafe erhalten sollen; aber sie sind zu weise, als daß sie verlangen sollten zu wissen, worinn diese Vergeltung und Strafe bestehen, und an welchem Orte sie geschehen soll. Die Einbildung, die sie von der Gemeinschaft haben, in welcher die Peies mit dem Teufel stehen, und von der Kenntniß, die sich dieselben von Kräutern und Arzneymitteln erworben haben, macht, daß sie dieselben als Aerzte gebrauchen. (*) Sie brauchen

(*) Seit den ältesten Zeiten und bey den mehresten Völkern hat sich der Aberglaube und die Zauberkunst (im weitläuftigsten Sinne) in die Arzeneykunst gemischt. Nichts hat auch von je bey großen Haufen leichtern Eingang gefunden, als eben diese Art von Heilmitteln; denn sie sind meist bequem zu gebrauchen, scheinen wenigstens auf jeden Fall unschädlich, und können auch beym festen Ver-

chen sich aber auf ihre Kunst eben nicht v... zu gute zu thun; denn wenn einer von ihnen zu einem kranken Menschen geholt wird, und mit seinen Beschwörungen und Zaubereyen nichts ausrichten kann, und der Patient stirbt, so lohnen die zurückgelassenen Freunde den Arzt für seine Mühe mit dem Tode, wenn er sich nicht eiligst davon macht.

Die todten Körper verbrennen sie, und mit denselben alles, was dem Verstorbenen bey seinen Lebzeiten zugehörte; was nicht verbrannt werden kann, als Eisenwerk und dergleichen,

---

Vertrauen der Kranken auf ihre Wirksamkeit manchesmal geholfen haben.

Magiam — fraudulentissimam artium — natam primum e medicina nemo dubitat, ac specie salutari irrepsisse velut altiorem sanctioremque, quam medicinam: ita blandissimis desideratissimisque promissis addidisse vires religionis &c. &c. *Plin.* nat. hist. L. XXX. procem.

Drum sind auch von je her und meist in allen Welttheilen die Priester zugleich Aerzte gewesen ꝛc.

gleichen, vernichten sie auf andere Art, damit es dem Todten im andern Leben an keiner einzigen Sache gebrechen möge. Wenn er einige Sclaven oder Sclavinnen gehabt hat, so tödten sie diese auch, damit sie ihrem Herrn aufwarten können. Bey der Begräbniß feyern sie ein Fest mit Trinken, Klingen, und possierlichen unordentlichen Tänzen, die unter ihnen sehr gebräuchlich sind; unterdeß sitzen die nächsten weiblichen Anverwandten des Verstorbenen dabey, und machen ein jämmerliches Geheul über den Verlust ihrer Freunde und Verwandten.

Dieß ist nun das Merkwürdigste, was ich von den Sitten der Eingebohrnen zu sagen habe. Ich gehe nun zu andern Dingen über.

XII. Kapitel.

Tod des Herrn van Sommelsdyk, Gouverneurs von Surinam. Vergeblicher Angriff der Franzosen auf diese Colonie. Unglück, das den Herrn von Chatillon bey dieser Gelegenheit betraf. Abreise des Verfassers von Surinam, und Ankunft zu Middelburg.

Auf diese Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten der Colonie von Surinam lasse ich eine kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten folgen, die sich zu meiner Zeit daselbst zugetragen haben. Denn da der Contract, den ich mit meinem Patron gemacht hatte, zu Ende gelaufen war, wurde er wieder erneuert, und mein Aufenthalt dadurch verlängert. Ich kann daher mit hinlänglicher Zuverläßigkeit, sowohl von dem Tode des Herrn von Sommelsdyk, Gouverneur der Colonie, wobey ich als Augenzeuge gegenwärtig war, als auch von dem Angriff, den die Franzosen während des Gouvernements des Herrn Scherphuizen auf Surinam thaten, sprechen; und werde mit diesen Nachrichten meine Reisebeschreibung schließen.

Die

Die Soldaten der Besatzung, denen in der That eine allzuharte und sclavenmäßige Arbeit aufgelegt wird, hatten schon lange über den schlechten Proviant geklagt; und endlich stieg ihre Unzufriedenheit so hoch, daß sie durch einige Rädelsführer aufgehetzt, insgesammt erklärten, sie würden keine Hand mehr an die Arbeit legen, wenn sie nicht mit bessern Lebensmitteln versehen würden. Als der Adjutant, der sie commandirte, sah, daß es Ernst war, versprach er, nach dem Gouverneur zu gehen, und für sie zu sprechen, welches er auch wirklich that; dieser aber, anstatt ihm auf eine sanfte Art Bescheid zu geben, griff nach einem spanischen Rohre, und trieb ihn mit vielen heftigen Worten zum Zimmer hinaus. Der Adjutant gieng darauf nach seinen Leuten zurück, und erzählte ihnen, was ihm begegnet wäre; allein diese glaubten ihm nicht, und stürmten alle insgesammt auf das Haus des Gouverneurs zu. Unterdessen begegnete ihnen der Kommandeur Verboom, ein Mann, der bey jedermann eben so

beliebt,

beliebt, als Herr von Sommelsdyk wegen seiner Unfreundlichkeit und Härte verhaßt war. Dieser fragte sie sogleich auf eine liebreiche Art nach der Ursache ihres Misvergnügens; versprach ihnen, als er diese vernommen hatte, daß er ihnen reichlicheren Proviant verschaffen wolle; und ersuchte sie, daß sich für jetzt jeder nach seinem Hause begeben sollte. Die Soldaten folgten ihm auch. Als sie aber den andern Morgen zur Arbeit zusammenkamen, und keinen Bescheid erhielten, faßten sie den Entschluß, sich selbst Recht zu schaffen, und das mit Gewalt zu nehmen, was sie auf demüthiges Bitten nicht erhalten konnten. Sogleich griff jeder nach seinem Gewehr, und unter einem abscheulichen Fluchen stürzten sie insgesammt nach dem Hause des Gouverneurs.

So bald der Kommandeur Verboom dieß gewahr wurde, und die schrecklichen Drohungen der Soldaten hörte, die nun auf keine Vorstellungen mehr hören wollten, bat er den Gouverneur mehr als jemals, das Gesuch

der Truppen zu bewilligen. Doch anstatt vor dem Sturme zu weichen, fliegt der Gouverneur mit dem Säbel in der Hand zu der Thüre hinaus, und auf die Leute zu, und wollte einem derselben den Kopf spalten. So wie dieser sah, daß es ihm gelten sollte, schoß er sein Gewehr los, und jagte dem Gouverneur eine Kugel durch die Hüfte, wovon er sogleich zur Erde niederstürzte, und da, ohne weiter ein Wort zu sprechen, mit sieben und vierzig Wunden getödtet wurde. Bey dieser allgemeinen Wuth bekam auch der brave Kommandeur Verboom, ob ihm gleich die Soldaten zuriefen, daß er sich auf die Seite machen sollte, eine Kugel in den Leib, woran er neun Tage nachher starb.

Dieß geschah den 19. Julius des Jahres 1688; ein Tag, welcher vielen lange Zeit im Gedächtniß wird geblieben seyn; denn die Aufrührer, hiemit nicht zufrieden, rückten weiter fort, bemächtigten sich des Forts, verstärkten sich zu 140 bis 150 Mann, wählten Oberste anstatt der Officier des Forts; über-

wältigten zwey Schiffe auf dem Flusse; rüsteten diese aus dem Magazine mit allem Nothwendigen aus; preßten den Bürgern, nachdem sie solche entwaffnet hatten, 3500 Gulden ab, und machten alles zu ihrer Abfahrt bereit. Die Räthe des Landes, die die Sache mit Güte wieder in Ordnung zu bringen suchten, ließen ihnen wissen, daß diejenigen, die bleiben wollten, von aller Strafe frey seyn sollten. Vierzig bis funfzig nahmen dieß Anerbieten an; die Uebrigen machten sich nach dem Schiffe, ergaben sich aber, da die ganze Colonie sich versammelte, und ihnen versprochen wurde, daß nur allein die Schuldigen gestraft werden sollten. In der That wurden auch nur acht Rädelsführer aufgehängt, drey gerädert, und die übrigen kamen frey durch.

Neun oder zehen Monate nachher, da wir wieder in offenbarem Kriege mit Frankreich waren, bemächtigten sich einige französische Kriegsschiffe in Westindien der Insel St. Christoph, die den Engländern gehörte, und glaubten es mit Surinam kurz nach der Ankunft des neuen

Gouverneurs Herrn van Scherphuizen eben so zu machen. Der ganze Verlauf dieses Vorhabens war folgender: Den 6. May 1689. wurde die Garnison durch die Schildwache von Motte-Crek, zwey Meilen weiter hinunter, benachrichtigt, daß eine französische königliche Flotte von zehen Segeln sich nach dem Flusse zuwende. Der Gouverneur befahl daher allen Kapitains, sich mit ihren Kompagnien an das Fort zu verfügen. Die Feinde trieben unterdessen den Fluß herauf, ließen ein Bombardierschiff, eines von den zehen, auf das Fort schießen; und eroberten, das Wappen von Amsterdam, eine Barke, die auf der Brandwache lag. Den 7. May holten die Belagerten ihre sechs Schiffe und zwey Brander an das Ufer, und vertheilten sich, 78 Mann unter dem Kapitain Swart, 84 Juden (*) unter dem Kapitain Samuel Nassi, und 69 Soldaten unter dem Kapitain Lukas Codri, auf die nöthigen Posten, alle wohl gewaffnet und guten Muthes; letzteres um destomehr, weil

(*) Also thun die Juden da Kriegsdienste.

die Vestungen durch die Sorgfalt des Herrn van Vredenburg beynahe in erwünschtem Stande waren. Den 8. May spielte das französische Bombardierschiff des Nachts sehr heftig, bey Tage aber gelinder auf das Fort und die sechs Schiffe; die feindliche Flotte aber blieb außer der Erreichung des holländischen Geschützes. Des Nachts darauf schickten die Franzosen Kundschafter aus, die aber, da sie entdeckt wurden, sich schnell davon machten, und der Dunkelheit wegen nicht verfolgt werden konnten. Den 9ten May machten sich die Feinde zum Stürmen des Forts fertig, und warfen, um die Holländer, die sie empfangen wollten, zu hindern, einige Bomben, die aber keine Wirkung hatten. Des Abends kam das Bombardierschiff dicht an das Fort, und die anderen Schiffe folgten ihm. Die Schildwache gab Nachricht, daß sie sich einen Pistolenschuß weit von dem Fort in einem halben Monde stellten; das Wetter war dunkel. Zwey derselben fiengen das Feuer an; wurden aber, ungeachtet ihres beständigen

frucht-

fruchtlosen Bombardierens und Granatenwerfens in zwey Stunden mit mehr als 3000 Kanonenschüssen so begrüßt, daß sie ihre Anker kappten, und mit der Ebbe sich zurückzogen. Die Belagerten bekamen vier bis sechs Gemeine, die verwundet waren, und des andern Tages zwey der feindlichen Anker, die sie treiben sahen, nebst einigen Leichnamen ohne Kopf, Füße und Hände, und mehrere andere Zeichen des Verlustes der Feinde.

Den 10ten May kam das Bombardierschiff, das in allem 140 bis 150 Bomben nach dem Fort und den Schiffen — keine einzige aber hinein — geworfen hatte, wieder unter das Fort; wurde aber durch das heftige Kanoniren sehr bald zurückgetrieben. Die feindlichen Schiffe zogen sich gleichfalls zurück. Den 12ten May streiften die Franzosen noch im Angesichte des Forts umher, fuhren des Nachts den Fluß hinunter, und giengen den anderen Tag, da sie sahen, daß nichts auszurichten war, wieder in die See.

Ein trauriges Unglück begegnete bey dieser Gelegenheit dem Herrn von Chatillon, Sohn des Herrn van Sommelsdyk. Er hatte das Kommando über eine Batterie, die beständig auf die Franzosen spielte. Da er zum zweytenmale selbst eine Kanone abfeuern wollte, flog sie vor der Zeit in Brand, nahm ihm zwey Finger von der rechten, und drey von der linken Hand weg, versengte ihm das Gesicht, und verwundete ihn sehr heftig.

Drey oder vier Wochen nach diesem Vorfall gieng mein Aufenthalt zu Surinam zu Ende. Mein Patron hatte ungefähr einen Monat vorher sich selbst dahin begeben, und ich bekam daher Befehl, mich zu meiner Rückreise nach dem Vaterlande anzuschicken. Da mir auf dieser Reise nichts Merkwürdiges begegnet ist; so will ich einzig nur melden, daß ich sechs bis sieben Wochen unterwegs war, und den 6ten August 1689. zu Middelburg in Seeland ans Land trat.

Ende des Ersten Theils.

Berkel, Adriaan <<van>>,

Adrian van Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice und Surinam

Memmingen 1789

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.456#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449813-8